

Vergißmeinnicht
1928

5 (1928)



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 5

Mai 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtslicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
fährlich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Waldeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bezugspreise

Deutschland	M 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Österreich	Schilling 3.30
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsäß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Bongo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsäß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altendorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Laienbruder-Missionare

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pflege oder der Werkstätte zum
Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließ Dein Herz nicht dem
sanften Ruf und Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf
weiter ausbilden und verwenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der
Glaubensverbreitung in unseren Missionen. Willkommen sind alle Berufsarten!
Bete viel zum Heiligen Geiste und zum hl. Joseph um Erleuchtung und Er-
kenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme an den

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bahr.-Schwaben)

Ordensnachrichten

St. Paul, Nobiziat: Anfangs Mai wurde wieder eine stattliche Anzahl Kleriker-Nobizizen zu der ersten hl. Profess zugelassen. Eine weitere Anzahl junger Absolventen unserer beiden Missionsseminare erhielten das hl. Ordenskleid. Ebenso schritten mehrere Laienbrüder zur hl. Profess und eine ganze Anzahl empfing ebenfalls das hl. Ordenskleid. Jedes Jahr im Marienmonat wiederholt sich das erhebende Schauspiel, daß ideal gefünte Jünglinge sich in den besonderen Dienst des Heilandes stellen, um später auf Apostelspuren Gottes Liebe in die Herzen südafrikanischer Heiden einzupflanzen. Mögen recht viele opferfrohe Jünglinge dem Rufe des Heilandes Folge leisten.

Die neuen Klerikerprofessen begaben sich zwecks Weiterstudium der Philosophie und Theologie nach Würzburg.

Würzburg: Pius-Seminar. Das neue Priesterseminar unserer Missionsgesellschaft ist nun eröffnet und von den jungen Klerikern bezogen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es bereits satt im Betriebe sei. „Flott“ ist nur der Studienbetrieb — aber sonst fehlt es noch an allen Enden. Es fehlt noch fast an allem. Die Kapellen- und Altärausstattung ist höchst mangelhaft und an Haustenstücken aller Art ist noch vieles zu vermissen, was notwendig da sein müßte. Wir bitten die lieben Freunde und Wohltäter, uns gerade jetzt nicht im Stiche zu lassen. Allen wünschenswerten Aufschluß gibt die Vertretung unserer Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3.

Lohr a. M.: „Wohlsianum.“ Unser Studienseminar in Lohr a. M. für Knaben vom 11. Jahre an (Gymnasium) hat nach Ostern seine Pforten wieder einem zahlreichen jungen Nachschub geöffnet. Manchem frommen Knaben, der gerne dem lieben Heilande diente, konnte sein Herzewunsch nicht erfüllt werden wegen des Mangels an den allernötigsten Mitteln. Die Mission tut ihr Möglichstes, aber ganz auf die Mithilfe der Eltern oder Wohltätern von Knaben kann sie nicht verzichten. Wir verweisen auf das große Liebeswerk vom hl. Paulus, einen Studienfonds der Mariannhiller Mission, zum Zwecke der Unterstützung bedürftiger aber würdiger Priesteramtskandidaten.

St. Joseph: Spätherusenen-Seminar. Auch heuer war nach Ostern die Zahl der Bewerber außerordentlich groß, sodass

schon wegen Mangels an Raum dem Gesuche der Meisten nicht entsprochen werden konnte. Auch für St. Joseph, für das der hl. Nährvater Joseph schon so oft in liebenvoller Weise sorgte, muß die Inanspruchnahme der Freunde und Wohltäter nicht als übertrieben betrachtet werden. Was hilft es, wenn Priesterberusene vor verschloßnen Seminar-türen stehen und keinen Einlaß finden, weil drinnen alle Plätze besetzt sind und kein Brot noch Raum mehr ist. Was hilft es, wenn Gott jungen Edelmenschen die Berufsgnade schenkt und nun verlangt, daß an ihnen die Werke der Barmherzigkeit getan werden — bevor sie selber sich der Armen erbarmen können. Was für Gott getan wird, ist nicht umsonst getan! Wenn man bedenkt, was auch heutzutage trotz allen Jammers wegen Geldnot noch Geld verausgabt wird, selbst von Gutgeinnten — dann muß man staunen, daß man für die Werke, welche schon immer die Sorge der Päpste und der Kirche waren, so wenig Verständnis findet.

St. Joseph: Brüderaspirantenschule und Brüderpostulat. Es mehren sich die Berufe zum Ordensbrüderstand, besonders seitdem es schon jüngeren Knaben möglich ist, als Aspiranten einzutreten. Für handwerkliche Ausbildung ist gut gesorgt im Hause des hl. Joseph. Man frage betreff. Falls beim Hochw. P. Rektor des Missionshauses St. Joseph an. Siehe auch die Anzeigen im Vergißmeinnicht und Missionsglöcklein.

Südafrika: Es wird nicht lange dauern, daß der Mariannhiller Mission ein beträchtliches Stück Mehrarbeit zugewiesen wird, sodass der bisher schwache Kräfteinsatz weiter stark belastet wird. Die Arbeiter im Weinberge des Herrn haben ihr gerütteltes Maß an Arbeit zu leisten, dafür wird aber sich der liebe Gott selbst dereinst erkenntlich zeigen.

Missionsstation Marialinden, Südafrika. Die St. Josephs-Statue ist endlich wohlbehalten hier angekommen. Dieselbe wurde am Mittwoch den 14. Dezember 1927 auf einem Seitenaltare unserer Missionskirche aufgestellt und trägt ohne Zweifel viel zum Schmucke derselben bei.

Allen Wohltätern, welche so großherzig ihr Scherstein zur Anfertigung der Statue gegeben, sei hiermit der innigste Dank ausgesprochen, sowohl von den weißen Mitgliedern der Station, als auch

von allen schwarzen Christen. Vielmal „Vergelt's Gott“ von uns allen!

Wir erlauben uns, die Bitte auszudrücken, auch ferner das arme Marienlinden nicht zu vergessen. Alle unsere

edlen Gönner dürfen auch stets unseres Gebetes versichert sein.

Mit deutschem Gruß

P. Florian Rauch, R. M. M.

Aus Welt und Kirche

Dr. Sonnenschein: Sittlich-soziale Bilder von der Weltstadt Berlin. In Nr. 50 des Berliner „Katholischen Kirchenblattes“ gibt Dr. Sonnenschein folgende Zahlen in Bildern: „Berlin 4,2 Millionenstadt. Ein Zehntel Preußens! Zwei Drittel Bayerns! Vier Fünftel Sachsen! Der Bevölkerung nach! 250 Millionen Kilogramm Fleischverbrauch! 510 Tonnen Kartoffelverbrauch! Fürs Jahr! 163 höhere Schulen! Ganz Rheinland 172! Dazu 562 Gemeindeschulen mit 236 000 Schülern! 1 204 000 Wohnungen! 87 814 Hektar Fläche! Die größte Stadt der Welt! Der Fläche nach! An Bevölkerung nach New York und London die drittgrößte!

Sieben Bilder der Stadt! Erstes: die Armut! Die auf Krücken geht! Die ohne Hilfe bricht! 3500 Blinde in Berlin! 4100 Taubstumme! Die Stadt unterstützte im August 1927 forslaufend 123 000 Menschen. Zu ihnen gehören die Sozialrentner und die Kleinrentner. Unterstützte einmal 37 800. Gab Erwerbslosenhilfe an 26 400 Erwerbslose, ohne Anspruch auf Erwerbslosenunterstützung mit 15 500 Angehörigen! Die Erwerbslosenunterstützung des Reiches und des Landes an 70 000! Gesamtsumme ist 272 900! Die Stadt der Unterstützten! So groß ist Magdeburg a. d. Elbe! So groß Königsberg in Preußen! So groß die freie Hansestadt Bremen! Das ist bescheiden, gerechnet. Summierung der „Partei.“ Nicht der Einzelpersonen. Auf die „Partei“ kommen im Durchschnitt drei Menschen. Also dreimal Magdeburg. Dreimal Königsberg. Dreimal Bremen.

Zweites: der Winter. Für 1926/27 gab die Stadt, als Winterbeihilfe, 3 Millionen Zentner Kohlen! Die wurden an Bedürftige verteilt. Dass sie nicht frieren sollten. Das macht 10 000 Waggons! Den Waggons rechnet man auf 21 Meter Länge. Ohne Puffer! Mit Puffern 23 Meter! So misst der Eisenbahnzug 230 Kilometer. Ich schlage Storms Kursbuch nach. Das ist die Strecke Potsdam—Hannover. Ein Güterzug! Die Waggons, Puffer an Puffer, mit Kohlen zugeschauft! Das bedeutete einen

Winter! Den vorigen Winter! Was forderte dieser?

Drittes: das Obdachlose. Die Obdachlosen nennen es Belegschaft. 6. Dez. 1927: 2073 Männer, 215 Frauen, 143 Jugendliche! 2451 Menschen! 6. Dez. 1926 waren es 3095 Obdachlose! Denen das geringe Geld zur Heilsarmee, zur Stadtmission, zum Johannishaus nicht reicht. Völlig Obdachlose! Hier gibt's ein Bad am Nachmittag! Einen Keller zum Abend! Eine durchwärme Nacht! Zum Morgen Kaffee! Dann hinaus auf die kalte Straße! 3095 Menschen! Im Sommer sind's weniger. Dann reichen die Bahnhöfe und der Tiergarten. Im Juni kam mehrfach zu mir ein früherer Offizier! Der im Tiergarten schlief! Mit ihm seine Frau! Eine Krankenschwester! Ostwochenlang!

Viertes: die Jugend. Die „Jugendwohlfahrt“ betreut 21 000 Krüppelkinder, 53 000 Mündel, 16 000 Hortkinder, 9000 Fürsorgezöglinge, 16 000 Pflegelinder. Das macht 115 000 Menschen. Eine deutsche Großstadt! Buer bei Dortmund umfasst diese Zahl. Von den 53 000 Mündelkindern sind 50 000 uneheliche. Massenchor des Elendes! Massenchor der Anklage! Wenn wieder ein Alschylos das Drama des untergehenden Europa schreibt! Noch eine Zahl! Die Stadt zählte 8000 abgeschlossene Strafverfahren gegen jugendliche Menschen. Vom Januar bis zum November. In diesem Jahr! Bis heut 8000 jugendliche Menschen vor Gericht!

Fünftes: die Familie. 5600 Ärzte! Gebümmen 1924 1048! 1925 979! In der Spanne des einen Jahres 69 weniger! Im Jahre 1925 45 000 Geburten! Lebendgeburten! 2000 Totgeburten! 45 700 Todesfälle! Also 700 Sterbende mehr als Geborene. 700 Särge mehr als Wiegen! So ist Berlin eine sterbende Stadt! Sie lebt von der Zuwanderung! 1925 zuzogen 689 000 und abwanderten 584 000! Überschuss 105 000! Dieser Überschuss deckt das Minus zu. Die Verzierung geht weiter! Auf ein Jahr fallen 41 500 Eheschließungen und 6700 Ehescheidungen! Um Säuglinge und Kleinkinder zum-

Sergißein nicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 5 Mai 1928 46. Jahrgang

Maria

Dein Auge ruht auf allem Weltgeschehen,
Das unsere Seelen freimacht und bedrückt.
Ob wir vom Schmerz gequält, ob froh beglückt,
Wir wagen es, vor deinem Thron zu stehen.

Du bist der Widerschein der ewigen Güte,
Die mutterstark in unsere Seelen greift,
Und wenn uns deines Hauches Flügel streift,
Steh'n unsere Gärten hell in Frühlingsblüte.

Du bist der Ruf, den frühe wir vernommen,
Der stets nach Heimat klang, heimatlich-traut,
Der tief in unsere Herzen eingebrennt;

Bis die verirrte Seele Ruhe fand,
Bis sie sich fühlte als des Höchsten Braut,
Der sie in ewiger Treue aufgenommen.

Else Budnowski

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu Hauptpatronin aller Missionen und Missionare des Weltalls

Durch Dekret vom 14. Dezember 1927 hat der Heilige Vater die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Hauptpatronin aller Missionen in den Heidenländern erklärt. Das betreffende, von dem Präfekten der heiligen Kongregation der Riten, Kardinal Vico, unterzeichnete Dekret hat folgenden Wortlaut:

An die Diözesen und apostolischen Vikariate der Missionen.

Welchen Umfang die Verehrung der hl. Theresia vom Kinde Jesu in der ganzen Welt angenommen hat, das erkennt man am besten aus der freudigen Aufnahme ihrer Heiligsprechung in der gesamten katholischen Welt. Bis in die fernsten heidnischen Gebiete hat die Karmeliterjungfrau ihren verheilzten Rosenregen gesandt.

Deswegen hegten eine große Anzahl von Bischöfen die Überzeugung, es würden im Weinberge des Herrn noch viel reichere Früchte geerntet werden, wenn die hl. Theresia vom Kinde Jesu, die von glühendem Eifer für die Ausbreitung des Glaubens entflammt war, und deren wunderbares Wirken in den Heidenländern männiglich bekannt ist, zur Patronin aller Missionare ernannt würde, gleichviel in welcher Mission sie tätig sind.

Demgemäß haben die Missionsbischöfe unserm Heiligen Vater Papst Pius XI. Bittschriften aus der ganzen Welt vorgelegt, damit ihren gemeinsamen Wünschen die höchste apostolische Bestimmung erteilt werde.

Auf den Bericht des unterzeichneten Kardinalpräfekten der heiligen Kongregation der Riten hat Se. Heiligkeit die von so zahlreichen Bischöfen vorgelegten Bitten huldvoll genehmigt und geruht, die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur besonderen Patronin aller, sowohl männlichen als weiblichen Missionare des gesamten Weltalls zu erklären.

Die hl. Theresia wird also neben dem hl. Franziskus Xaverius ihre Hauptpatronin sein mit allen ihr gebührenden Vorrechten.

Entgegenstehendes ist aufgehoben.

Rom, den 14. Dezember 1927.

⊕ U. Card. Vico, S. C. R. Präfektus.
Angelus Mariani, S. C. R. Sekretarius.

Afrika, das Land der Geheimnisse

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Dies ist das Land, welches Livingstone, der sympathischste der Afrika-forscher i. J. 1853 durchzog, als er seine Missionsstation in Betschuanaland verließ und dorthin wanderte, wo vor ihm noch kein weißer Mann gewesen war. Er durchwanderte die Wüste, das „Veld“ und den Urwald, besuchte abgelegene Eingeborenenstämme und kam zum großen Strom Südafrikas, zum Sambesi. Er sah als erster Weißer die grandiosen, schaurigen Wasserfälle, die er nach der Königin Viktoria: „Viktoria-Fälle“ nannte. Diese sind die größten und wundervollsten der Welt, zweimal breiter und zweimal höher als die Niagara-Fälle. In ganzer Breite von einer englischen Meile (1808 m) stürzt der Sambesi in die weite Felsenklüft, vierhundert Fuß tief (119 m) und strömt dann durch eine enge, 44—100 m breite Zickzackschlucht hinaus wie ein entfesseltes Unwetter. Der Anblick wird schauerlich erhaben durch sechs große Wasser dampf-Säulen, die auf zwanzig Meilen sichtbar sind: das Mosi=oa=Tunia, „das rauschende Wasser.“ Livingstone zog mit dem Sambesi nach Westen; dann wieder nach Osten zur Mündung des Stromes im Indischen Ozean.

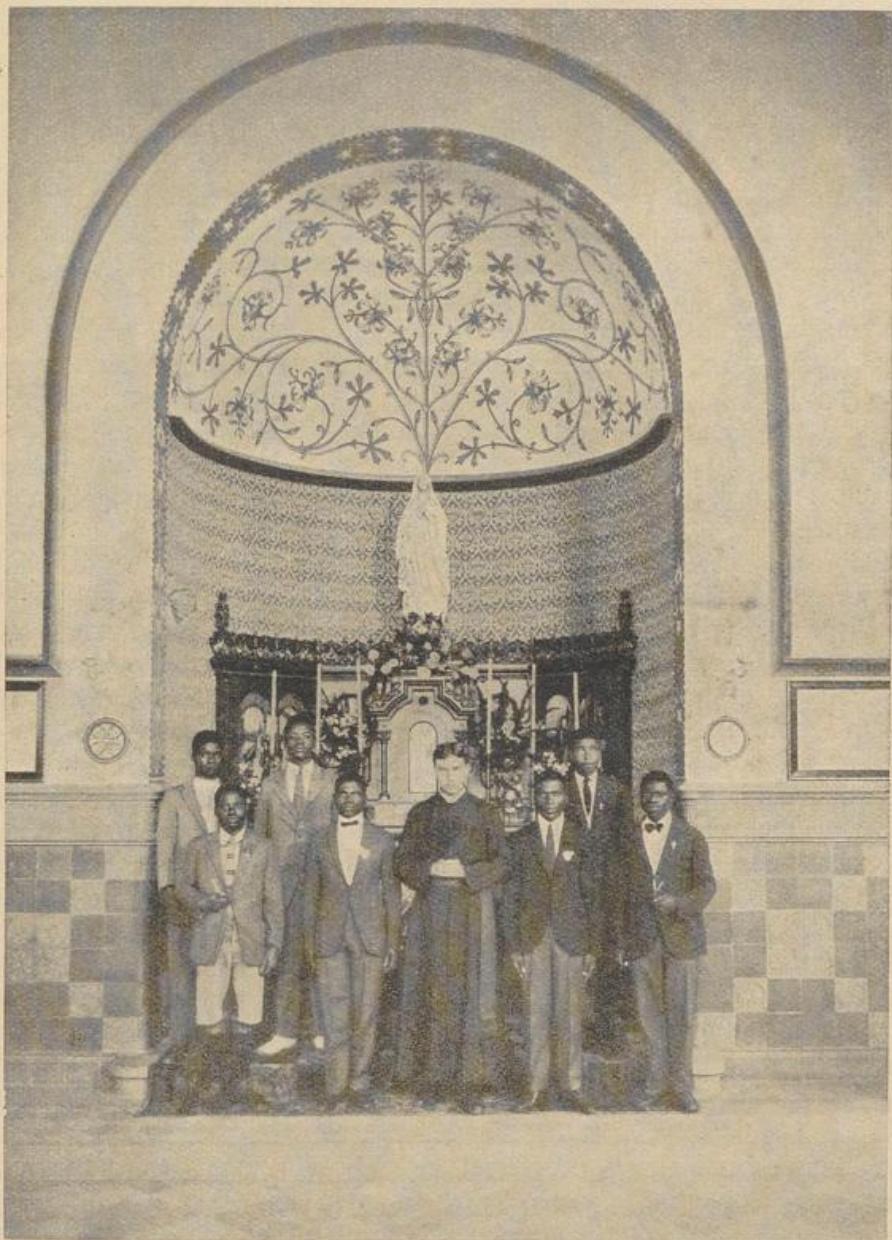
Für diesen Forscher wurde dieser herrliche Strom die Hauptstraße ins Herz des dunklen Erdteils, eine Pforte für Handel und Kultur, das Christentum. Aber das Klima ist ungünstig; denn die Moskitos und die Tsetsefliege führen ständig Krieg mit den Eindringlingen. Heute führt eine andere Hauptstraße über den Strom: die südliche Linie der Käp-Kairo-Bahn. Nahe bei den Viktoria-Fällen geht die Bahn in 450 Fuß Höhe auf einer Hängebrücke über den rauschenden Strom, durch Veld und Wälder nordwärts in den Kongofreistaat mit dem Plane, sich später mit der Nordlinie: Kairo-El Obeid im Sudan zu verbinden. Das Käp ist in der Tat mit Kairo auf dem Kontinent verbunden mit durchweg mechanischen Transportmitteln: Eisenbahn, Dampfsboot, Automobil.

Auf dem ostafrikanischen Sägellande liegen die Quellen der beiden größten Strome Afrikas, des Nil und des Kongo, von denen jeder in sich geschlossene Landschaften durchströmt. Von beiden Stromen ist der Nil der längere; er ist überhaupt nicht allein der längste Strom Afrikas sondern der ganzen Ostfeste und steht in bezug der Lauflänge unter allen Stromen der Erde nur dem Mississippi-Missouri nach. Seine Länge beträgt 5290 km. Der Nil gehört dem Altertum an; die Kenntnis desselben reicht bis in Dämmerung der ersten Geschichtsschreibung. Tausend Jahre bevor Herodot, „der Vater der Geschichte“, auf seinen Flüssen segelte, war er Moses schon bekannt und lange vor dessen Zeit war er der heilige Fluß der Ägypter. Bekannt und doch seltsam unbekannt durchströmte er die fruchtbaren Gefilde Unter-Ägyptens, in riesiger Schlangenwindung durchstrich er die Wüste; aber jenseits?! Sein Woher

war in ein Geheimnis gehüllt. Die jährlichen Überschwemmungen nahm man als etwas selbstverständliches hin, doch niemand kannte das Geheimnis dieser ungeheueren Wassermassen, die aus den vertrockneten und verbrannten Wüsten zu kommen schienen. Jedoch bereits zur Zeit der Apostel gab es Erzählungen von drei großen Seen und großen schneedeckten Bergen von wo der Fluß entspringen sollte — von Ptolemäus die „Mondberge“ genannt. Aber wer glaubte, daß es am Äquator schneedeckte Berge gäbe!

Der erste, der eine gründliche Prüfung des Nilgeheimnisses sich vornahm, war der Schottländer James Bruce. Im Jahre 1769 reiste er nach Abessinien. Er nahm seinen Weg am Roten Meer entlang und kam durch ein gebirgiges Land, das von Löwen und Hyänen unsicher gemacht wurde und wo große Ameisen (Termiten) sein Gepäck vernichteten. Zugleich wütete ein Bürgerkrieg im Lande, der den ganzen Erfolg des Unternehmens in Frage stellte. Doch kam ihm seine Kenntnis der Arzneifunde hier sehr zu statten; denn es wurde ihm gestattet, wenn auch unter Bedeckung abessinischer Soldaten, das Land zu durchziehen. Während solcher Züge geschah es, daß er gelegentlich auf die „Quellen des Nils“ stieß — zwei kleine Quellen, die auf einem kleinen Hügel entsprangen, der sich aus Sumpfland erhob. Aber es war nur die Quelle des „Blauen Nil“ welche Bruce entdeckt hatte; der Ursprung des richtigeren Flußarmes, des „Weißen Nil“ war noch immer nicht gefunden. Es vergingen 80 Jahre. Da kam die Nachricht, daß drei deutsche Missionare, die in der Nähe von Mombassa ihre Mission hatten, von Uraubern Kunde erhalten hätten von großen Seen und schneedeckten Bergen gegen Sonnenuntergang zu. Diese, Rebmann, v. d. Deken und Thornton fanden tatsächlich selbst die drei großen schneedeckten Berge von Kilimandscharo und Kenia. Die (engl.) Königlich-Geographische Gesellschaft entschloß sich, diesen Spuren zu folgen und entsandte einen der unerschrockensten Forscher jener Zeit — Richard Burton.

Von Lieutenant Speke begleitet, verschwand Burton im hohen Grase von Ost-Afrika, das wimmelte von Büffel und Giraffen, von Antilopen und Zebras und das beherrscht wurde vom Löwen. Sie entdeckten den Tanganika-See im Jahre 1858. Ein Jahr darauf entdeckte Speke den größten aller afrikanischen Seen und nannte ihn Viktoria-See, von den Eingeborenen Nyansa genannt. In den Jahren 1860—1863 durchforschten Speke und Grant das Seengebiet und besuchten das am See gelegene hochorganisierte Königreich Uganda. Sie fanden, daß der See das Hauptreservoir des Weißen Nil war, der dort Viktoria-Nil genannt wurde. Diesem Fluß entlang reisten die Forscher, sich ihren Weg nach Ägypten bahnend, unter den größten Beschwerden. Sie mußten ihren Weg weite Strecken weit bahnen durch das Nilschilf und „Sud“ — einer treibenden Masse von Gewächsbestandteilen und Unkraut, das eine gefürchtete Barre bildete und in welchem die Nilpferde ihr Wesen trieben.



Hochw. P. Ludger Jasper mit Marienkindern
(Auch im Süden, in Mariannhill, werden die eingeborenen Christen
Marias treue Söhne)

Sie durchzogen Länder, welche von nackten Menschen bewohnt waren, der Schilluks, Dinkas und anderen Nilvölkern. Auf ihrem Weg begegneten sie Samuel Baker, der sich seinen Weg flussaufwärts bahnte, um das Geheimnis des Nils zu ergründen, das Speke und Grant nun erforscht hatten. Doch Bakers Expedition war nicht umsonst. Die alte Tradition sprach von drei großen Seen: Speke hatte nur einen gefunden; Baker folgte nun einer anderen Abzweigung des Nil und diese führte im Jahre 1864 zum zweiten See, den er Albert-See nannte. 25 Jahre später wurde die Nilforschung vollendet durch Henry Morten Stanley, der fand, daß der Albert-See von einem anderen See gespeist war, der am Fuße des mächtigen und schneedeckten Gebirgszuges, dem Ruvenzori, mit noch tätigen Vulkanen lag. Stanley nannte den neuen See „Albert-Eduard-See“ nach dem Prinz von Wales, dem späteren König Eduard VII. Die alte Sage hatte sich also als wahr erwiesen; der Nil floß aus drei Seen an schneedeckten Bergen. Des Ptolomäus „Mondberge“, waren also schließlich doch gefunden worden: sie lagen am Aquator und erhoben ihre schneedeckten Häupter bis über 5000 m hoch in die Lüfte. —

Während Speke, Grant und Baker nach dem Ursprung des Weißen Nil forschten, organisierte die Königl.-Geogr. Gesellschaft für Livingstone die Erfordernisse zum Eindringen und Lösen derselben Frage von einem weiter südlich gelegenen Punkte aus. Während sieben langer Jahre durchforschte er das Land südwestlich des Tanganika-Sees, sich durch Sumpfe und Moraste, welche von Flüssigkeiten und Alligatoren unsicher waren, hindurcharbeitend. Er fand einen dritten Fluß, den Lualaba, der nach Norden floß. Livingstone folgte diesem, da er starken Grund zu haben meinte, in ihm den jungen Nil gefunden zu haben. Aber der Tod setzte seinem großen Werke ein Ziel (1873). Er starb an Dysenterie in Tschitambo am Südufer des Banguelosees. Er hatte aber inzwischen klar erkannt, daß der Lualaba sowie die übrigen von ihm entdeckten Flüsse nur dem Kongosystem angehören könnten. Ebenso hatte er gemeinsam mit Stanley feststellen können, daß auch der Tanganika-See nicht zum Nilsystem gehöre.

Drei Jahre später, nachdem Stanley in Uganda erfolgreiche Arbeit geleistet hatte, wie auch in den Gebieten des Nyanza und Tanganika, schlug er seinen Weg westwärts bis er auf Livingstones Luabala stieß, an dem Punkte, wo dieser sich darbietet, als „ein majestätischer Strom ungefähr 1400 m breit.“ Und dann hatten Stanley und sein Lieutenant Pocock eine kritische Entscheidung zu treffen — sollten sie dem Flüsse in seinem nördlichen Laufe folgen und sein Geheimnis ergründen; oder südwärts gehen und in der Richtung des Sambesi Forschungen anstellen? Ihre Entscheidung konnte Leben oder Tod bedeuten für sie selbst und ihre afrikanischen Trägerkolonnen. Lange und ernst beratschlagten beide die Fährnisse des Unternehmens. Der herrliche Fluß vor ihnen wurde noch

niemals erforscht. Wenn es der Nil wäre? Lieutenant Pocoč schlug vor, daß Los bestimmen zu lassen. Stanley stimmte zu. Sie nahmen ein Rupie (Geldstück). Die Kopfseite soll für den Lualaba und den Norden stimmen, die Kehrseite für den Süden. Pocoč warf die Rupie hoch in die Höhe — Kehrseite hatte gewonnen. Er warf wieder, er warf sechsmal und immer zeigte die Kehrseite. Dann begannen sie Strohhalme zu ziehen. Der Süden gewann immer. „Es hat keinen Zweck, Frank“, rief Stanley, „den Rupien und Strohhalmen zum Trotz werden wir dem Flusse folgen!“ Und sie taten es. Er zwang zunächst den arabischen Sklavenhändler Tuppen-Tipp, ihm Kähne zur Befahrung des Lualaba zu stellen, was dieser bisher noch jedem Forscher abgeschlagen hatte.

Am 15. Nov. 1876 verließ Stanley mit 18 Kähnen Nyangwe. Es war in mancher Hinsicht eine Schicksalsfahrt, für Stanley wohl wie für die Einwohner des Kongogebietes. In alten Sagen wurde den Uferbewohnern die Ankunft eines göttlichen weißen Mannes geschildert, der vom Innern des Landes auf dem großen Strome derainst kommen sollte, Glück und Segen bringend. In großen Flottillen fuhren sie dem Fremden, dann als die Verheißung in Erfüllung zu gehen schien, entgegen. Aber, durch ein unseliges Missverständnis und Ahnungslosigkeit glaubten sich die Forscher angegriffen und brachten mit ihren Donnerbüchsen Tod und Verderben. Das soll aber nicht heißen, als ob Stanley immer und überall als Freund angesehen wurde. Während einiger Wochen Bootsfahrt ging es beständig nördlich. Sieben große Stromschnellen waren überwunden worden, dann begann der Fluß nach Westen abzubiegen. Es war also nicht der Nil.

Eines Tages unter freundlich gesinnten Uferbewohnern landend, fragte Stanley in der Ki-Suahili-Sprache, wie dieser Fluß genannt würde und erhielt zur Antwort: „Ikutu ya Kongo.“ Der unerschrockene Forscher begriff, daß er auf dem Hauptstrome des mächtigen Kongo hinabsegelte! Mehr als sieben Monate dauerte die Stromfahrt. Stanley's kleine Flotte passierte die großartigste Wasserstraße durch uralte Wälder hindurch. Stellenweise breitete sich der Strom weit aus und zahlreiche Inseln belebten den Wasserspiegel. Die Ufer waren dicht bewohnt. Zuletzt kamen sie nach Boma, wo der mächtige Strom sich in den atlantischen Ozean ergießt. Stanley hatte den ganzen Lauf dieses großen Stromes erforscht. Heutzutage läuft eine Bahn von der Mündung bis Stanley Pool und Handelsstationen liegen den ganzen Fluß entlang. Das Christentum hat sich dort eingewurzelt, aber auch die Unkultur der modernen Zivilisation. Wie dem Heiland ein Geldschauder folgte, ein Judas, so dem Christentum die Ausbeutung.

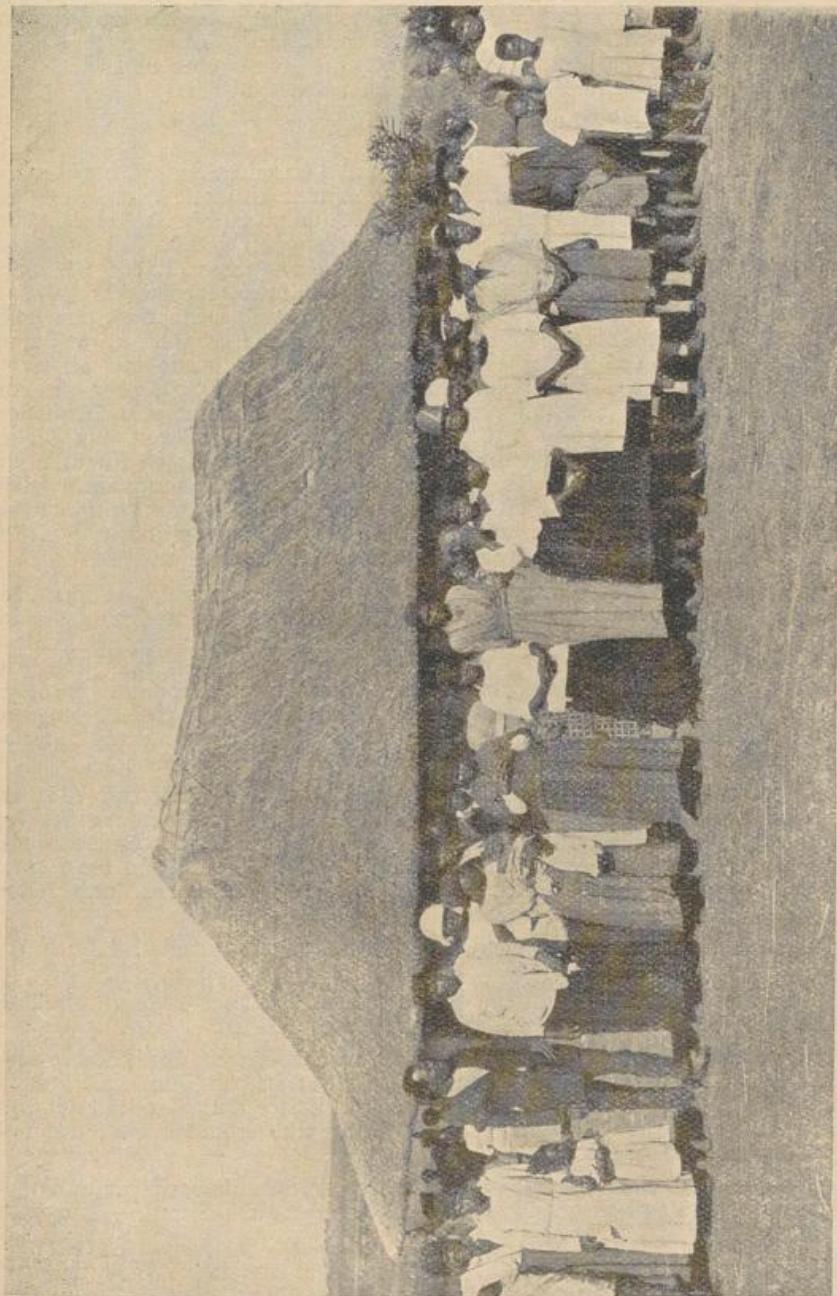
Niger und Sambesi, Nil und Kongo — diese vier Flüsse und die mit diesen verbundenen Seen bilden die Hauptzüge der afrikanischen Geographie. Sie bilden gewissermaßen das Nervensystem des dunklen Erdeils. — — —

Geheimnisvoll wie das Land ist die Seele des Afrikaners. Jede Lebensäußerung des Eingeborenen, so er noch nicht mit irgend einer der großen Kulturen zusammengetroffen ist und von ihr aufgesogen wurde, ist stets mit religiösen Ideen und Vorstellungen eng verbunden! Wahrhaft dunkles Heidentum, trostloses, teuflisches umdüstert die Seele der Söhre Chams und doch wer vermag sich darüber zu entzéhen, da Heidentum und Überglaube auch schon wieder Einzug hielten in den hochzivilisierten Kulturzentren. Wo grasser Materialismus herrscht, da wuchert auch der grasseste Überglaube. Folgen wir ein wenig den Gedanken H. D. Hoopers „Africa in the Making“, „Afrika im Werden!“ Das ganze soziale Leben des Afrikaners ist durchdrungen von „religiösen“ Anschauungen. Beim Eingeborenen Afrikas gibt es keine natürliche Erklärung des Todes. Was immer dem Individuum begegnet ist zauberischen, geheimnisvollen Ursprungs; darum müssen Zauberer und Doktoren zur Hilfe herangezogen werden. Gewiß ist die abergläubische Furcht zu verwerfen, wie der Mord, der solche Glaubensbegriffe begleitet, in vielen Fällen. Doch sind es nicht dieselben Unterscheidungen wie wir sie auch in Europa praktisch herbeiführen. Gibt es hier nicht auch „religiöse Gebiete“ und solche, die rein weltlicher Einstellung sind und ist man sogar nicht darauf aus, von Staatswegen diese „Gebiete“ immer mehr abzusondern? Ein Afrikaner schreibt, daß er einmal eines Nachmittags in heißer Tropensonne von seiner Wohnung auf einem Hügel zum gegenüberliegenden spazierte. Als er sich aufwärts mühete, führte ihn sein Weg durch eine Bananenpflanzung und an einer Eingeborenenwohnung vorüber. Ein anhaltendes Rasseln, wie wenn Kieselsteine in einer Blechdose geschüttelt würden, hörte plötzlich bei seinem Nahen auf und ein Kopf tauchte hinter der Hecke auf, welche die Hütte umgab und eine Stimme rief: „Es ist nur der weiße Mann von der Mission!“ Der Weiße trat nun in die Umfriedung ein, um mit dem Hausherrn ein wenig zu plaudern. Dieser grüßte mit größter Freundlichkeit. Er war ganz inanspruch genommen von seiner Beschäftigung als Wahrsager. Zwei Freunde waren aus weiter Ferne gekommen um zu erfragen, welcher Tag für ihr Unternehmen günstig sei. Der alte Mann brachte einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Kieselsteinen gefüllt war, herbei. Er schüttelte die Kürbisflasche kräftig, neigte sie plötzlich schnell auf die Seite und beobachtete dann die Zahl der Steine, die herausgefallen waren und ihre Lage und fällte danach sein Urteil, seine Prophezeiung.

(Fortsetzung folgt.)

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe weiterhin, daß wir möglichst viele Menschen der Herrschaft unseres liebenden Erlösers zuführen.“

(Papst Pius XI.)



Mavela, die lediglich Zeitlungen entfernte Aufsicht von der Station Marianhill. Es ist die entfernte Station, welche von Marianhill aus direkt passiert wird

„Abbau“

Das Wort „Abbau“ ist allen Zeitgenossen wohlbekannt, es hat einen unangenehmen Beigeschmack. Ob er in dem Maße notwendig ist, wie vorgegeben wird; ob niedere Beamte ihr ohnehin langes Leben noch verschlechtern müssen, in dessen Generaldirektoren märchenhafte Summen einstecken — wir verstehen nicht alles, was das Wohl des Staates zu erfordern scheint. Eines aber ist erschreckend, furchterregend — der *Abbau* der guten Sitten, der *Abbau* in der öffentlichen Moral, der langsame brutale *Abbau* des Christentums in einstigen Zentren echt christlichen Lebens und Wirkens.

Es ist zwar ein fruchtloses Werk im Großen und Ganzen: Christus und seine Kirche lässt sich nicht abbauen; aber es wird nun einmal daran gearbeitet und mancher Stein wird gelockert. Und was das wunderlichste dabei ist, wir Christen helfen wacker dabei mit. Sollte man es für möglich halten, dass es christliche Familien gibt, die bereits den Gedanken, dass eines ihrer Kinder sich Gott darbringt, abgebaut haben? Dass man es für eine unangenehme Erscheinung hält, wenn ein Kind schon solche „fromme Grillen“ hegt und wenn diese gar noch von einem allzueifrigen Priester genährt werden! Sollte man es glauben, dass man den Gedanken daran schon völlig abgebaut hat, auch nur ein wenig mit beizutragen, um einem Kinde aus der Verwandtschaft, oder Bekanntschaft, oder für ein solches, für das ein Priester sich verwendet: wenn es Priester und Missionar werden will, auch nur ein wenig Unterstüzung zu gewähren, um diesen seinen Herzenswunsch zu erfüllen, da dessen Erfüllung doch ein Segen für alle, für Zeit und Ewigkeit bedeutet. Ist der Gedanke schon völlig abgebaut; selbst ein solches Kind aufzunehmen in Gottes Namen, ihm den Weg ins Heiligtum zu ebnen in dem felsenfesten Glauben auf des Heilands Wort sich stützend: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“

Gibt es denn nichts Vernünftigeres als sich Schäze sammeln, welche von Rost und Motten nicht verzehrt werden. Und ist ein Priester kein Schatz, der in Ewigkeit seinem Besitzer Freude und Glück bringt? Vater! Mutter! Wohltäter! Einen Priestersohn, einen Priester-Adoptivsohn haben und besitzen wird über das Grab hinaus, und gerade über das Grab hinaus auch starken Trost und freudige Hoffnung sein. Und was ist dann ein Priester, ein Missionar! Eine berufsnere Feder als die meine soll es euch allen sagen, die im Priester nur einen Berufsgenossen irgend einer sozialen Klasse sehen, mehr oder weniger nützend.

Der edle Menschen- und besondere Jugendfreund Adolf v. Doß ruft es allen zu: „Was ist ein Priester?“ Seelenretter! Seelen retten — erhabenstes der Werke, gottgesäglichstes, glorreichstes,gotteigenstes Werk! „Meine Brüder suche ich“, spricht der Priester, und es treibt ihn hinaus — in die Nähe, in die Ferne. Er späht, er sucht nach den verirrten Schäflein, die er dem Hirten und Hüter unserer Seelen wieder zuführt.

„Ich suche meine Brüder“, und er geht den Sündern nach, warnt, fleht, droht, ringt, siegt.

„Ich suche meine Brüder“, und er bekämpft den Irrtum, zerstreut die Unwissenheit, erweicht die Hartnäckigkeit, überwindet die Bosheit.

„Ich suche meine Brüder“, und er eilt in ferne Lande, weit über Meere hin, und schlägt seine Wohnung auf bei jenen, die da sitzen in der Finsternis und in dem Todeshinter. Und die frohe Botschaft bricht sich Bahn. Tag wird's und immer heller, und ganze Völker wandeln lichte Psalme und erkennen Gott und den er gesandt hat, Jesus Christus.

„Ich suche meine Brüder“, und Hand und Herz erheben sich gen Himmel, und Feuer, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz — wer ahnt mag ich missen.“

O Priesterherz, weit wie das All, hoch wie der Himmel, rastlos wie das Feuer, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz — wer ahnt dein Sehnen, dein Hoffen, deine Schmerzen, deine Wonnen, deine Kampfesnöten, deine Triumphesfreuden!

Lieber Christ, wer immer du seist, der diese Zeilen liest, und es ist dir auch „unter Opfern“ möglich, dann nimm dich solcher Edelmenschen an, jenen jungen Menschenkindern, denen der göttliche Funke des Priesterideals in ihren reinen Herzen entzündet wurde, jenes Feuers der göttlichen Liebe. Wagst du nicht selber zu entscheiden, wir kennen solche edle Knaben und Jünglinge; erweise du ihnen dann deine väterliche, sorgende, materielle Unterstützung — ihre Erziehung liegt in sicherer Händen. Und wenn dir Gott die Gnade verleiht am Primiztage deines Sohnes, deines Schüklings, deines Adoptivsohnes, aus seinem Munde die Worte zu vernehmen: „Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat juventutem meam!“ „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!“ dann wird auch dein alterndes Herz wieder jung vor Freude. Denn er reicht dir dann das Brot des Lebens, das Unterpfand der ewigen Glückseligkeit. — d —

Ummerkung: Die hochw. Direktorate unserer Missionsseminare, sowie die Vertretungen und Redaktion geben jede gewünschte Auskunft betreff. die Aufnahme in unsere Kongregation.

Das heilige Leichentuch und heiligste Antlitz unseres Herrn Jesu Christi

Von Prälat Molz, Speyer

„Wenn mein Volk betet und mein Antlitz sucht, so will ich es vom Himmel her erhören, ihm vergeben und sein Land heilen.“ (II. Paralip. 7,13.)

Im St. Josephs-Verlag zu Reimlingen erschien soeben ein Büchlein, das von einem französischen Salesianerpater geschrieben, von D. W. Mut in fließendes Deutsch übersezt, bedeutend erweitert und mit 27 Bildern illustriert wurde. Der Verfasser hat sein Werk dem Heiligen Vater Pius XI. unterbreitet und erhielt dafür folgendes Schreiben: „Aus dem Vatikan, 15. Januar 1923. Herzlich beglückwünscht Sie Seine Heiligkeit wegen Ihrer fortgesetzten Bemühungen, die beiden Andenken an unsere Erlösung (das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz) bekannt zu machen und zu verherrlichen.“

In Turin (Italien) befindet sich in einer dem König von Italien gehörenden Kapelle ein großes Stück Leinwand von 436 cm Länge und 110 cm Breite, von dem das Büchlein behauptet, es sei das Leichentuch, in das am ersten Karfreitag Joseph von Arimathäa und Nikodemus den blutigen Leichnam unseres Herrn Jesus Christus eingehüllt haben. (Joh. 20,40). Dieses Stück Leinwand war zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch Kreuzfahrer des 4. Kreuzzuges aus dem Morgenlande nach Frankreich gebracht worden und gelangte schließlich am 22. Mai 1452 in den Besitz des Hauses Savoien, wo es heute noch ist. Nur äußerst selten wird es zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Zum letzten Male geschah dieses im Jahre 1898.* Bei dieser Gelegenheit wurde diese be-

*) Voraussichtlich wird das hl. Leichentuch in nächster Zeit neuerdings ausgestellt werden.

rühmte Reliquie zum ersten Male offiziell nach allen Regeln der Kunst photographiert.

Das Merkwürdige an dieser Leinwand ist, daß an der Vorder- und Rückseite der doppelte Abdruck (negativ und positiv) eines menschlichen Körpers von annähernd 180 cm zu sehen ist. Man schaut in erschütternder Wirklichkeit die bekannten Wundmale unseres Heilandes, Spuren der Geißelung, der Dornenkrönung, die durchbohrte Brust, die Male an Händen und Füßen.

Der Verfasser liefert an der Hand der Photographien und das Abdruckes den Beweis, daß nicht Menschenhände dieses Bild gefertigt haben und nicht fertigen konnten, sondern daß der Leichnam wirklich selber diesen Abdruck verursacht hat und daß dieser Leichnam wirklich der Leib Jesu Christi war. Der hochheilige Leib wurde bald nach der Abnahme vom Kreuz auf die eine Hälfte dieser Leinwand gelegt, während die andere Hälfte vom Haupte aus über den ganzen heiligen Leib gezogen wurde.

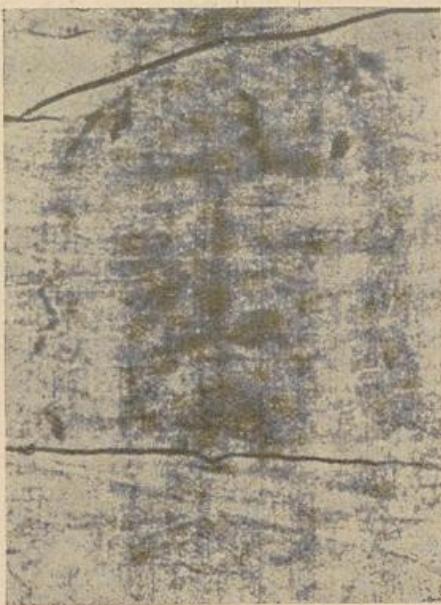
Um den Beweis für das echte Leichentuch des Herrn zu führen, läßt der gelehrte Verfasser alle geschichtlichen Nachweise bei Seite. Er untersucht einzig den Abdruck in wissenschaftlicher und ästhetischer Weise und an der Hand der Heiligen Schrift, also ergetisch.

Aber diese Beweise hinaus ragt indes noch ein anderer, der unbestritten und unbestreitbar den Satz stützt, daß nicht Menschenhand den Abdruck gefertigt hat, sondern daß ein natürlicher und wunderbarer Abdruck hier vorliegt.

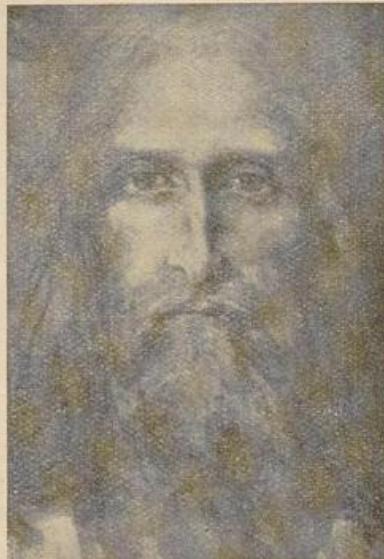
Gewiß ist, daß das vorliegende Leichentuch schon jahrhundertlang bekannt ist. Hätte eine menschliche Hand den Abdruck fertigen wollen, so hätte der Künstler schon mehrere Jahrhunderte vor Erfindung der Photographie die Kunst besitzen müssen, ein vollständiges Negativ herzustellen. Davon finden sich in der Geschichte der Malerei keine Spur.

Doch man muß diese wissenschaftlichen Beweise an der Hand des Büchleins und der vielen Bilder selber studieren. Diese wissenschaftlichen Beweise und Schlüssefolgerungen machten auf den Professor Delage, einen Freidenker, einen solchen Eindruck, daß er in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris folgendes sagte: „Christus selber hat sich auf dem Leichentuch abgedruckt. Und wenn es nicht Christus ist, wer soll es dann sein? Irgend ein gemeiner Verbrecher, den man wie Christus gemartert hat? Wie erklärt man aber den Ausdruck der Hoheit dieser Züge?“ Hier also haben sich Naturwissenschaft, Physiologie, Physik und Chemie zusammengefunden, um im Verein mit der hl. Wissenschaft die Echtheit der hl. Reliquie zu Turin zu verkünden und zu Gunsten des Erlösers Zeugnis zu geben, gegen den man sie sonst ins Feld schickt.

Die Bedeutung dieser Entdeckung ist die, daß wir hier ein Bild des Heilandes besitzen, wenn auch des toten Heilandes, daß wir hier das



Teilphotographie des hl. Leinentuches
in Turin



Das Bild unseres Herrn Jesu Christi
wie es — nach dem hl. Leinentuche in
Turin — in Wirklichkeit gewesen sein mag

einige Bild des Heilandes besitzen und uns an seinem heiligen Antlitz, namentlich den ergreifenden Zügen seines mit Blut und Wunden bedeckten hochheiligen Antlitzes eine Vorstellung machen können von dem, was er gelitten hat. Wohl sind die Umriffe des Abdruckes etwas verschwommen, aber auf den, der sich Mühe gibt, fromm das wunderbare heilige Antlitz des Leinentuches zu betrachten, muß das Schauen einen erschütternden Eindruck machen. Aus den geheimnisvollen Zügen tritt ein tiefes Gefühl der Wehmut hervor, einer Trauer, die sich mit unbeschreiblicher, sanfter Ergebung paart, und sich in den Ausdruck lieblicher Klarheit, Höhe und Majestät auflöst. Der Mund mit seiner hervortretenden Unterlippe scheint noch ein Gebet zu stammeln und unter den geschlossenen Augenlidern errät man ein reges inneres Leben, kaum verschleiert durch die feierliche Ruhe des Todesschlummers.

Seit der letzten Ausstellung des heiligen Leinentuches sind die Bilder des heiligsten Antlitzes außerordentlich verbreitet, insbesondere auch durch den Einfluß der hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz. — Über die besondere Verehrung der hl. Theresia zum hl. Antlitz Jesu Christi wurde bereits in Nr. 3 des „Vergißmeinnicht“ Seite 80 ausführlich geschrieben.

Es sei hiermit noch einmal darauf hingewiesen, daß die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz gewiß eine sehr große und innige Verehrung zum Kinde Jesu hegte, daß aber ihre Verehrung zum hl.

Antlitz Jesu Christi, zum Leiden unseres Herrn und Heilandes eine viel tiefere und weit innigere gewesen ist. Sie selbst hat zu ihrem Namen den Zusatz „vom hl. Antlitz“ von ihrer Priorin sich erbeten. Sie war eifrig bemüht, die Verehrung zum hl. Antlitz Jesu Christi zu fördern. Ihre Schwester Celine veranlaßte sie, ein Bild des hl. Antlitzes zu malen und sie selbst hatte das Bild des hl. Antlitzes stets in ihrem Brevier und in ihrem Chorstuhl. Während des innerlichen Gebetes hatte sie es vor sich, während ihrer Krankheit hing es an den Vorhängen ihres Bettes und sein Anblick half ihr das lange Martyrium ertragen. Ihr Mütterlein, also ihre leibliche Schwester und Priorin, Mutter Agnes von Jesus, erklärte ausdrücklich: „Das heiligste Antlitz war der Spiegel, in dem Schwester Theresia Herz und Seele ihres Geliebten schaute. Es war das Erbauungsbuch, aus dem sie die Wissenschaft der Liebe zog. In der Betrachtung des hl. Antlitzes studierte sie die Demut.“

Die hl. Theresia verfaßte auch eine Anzahl Gebete, von denen eines mit Ablässen versehen wurde und ebenso einen Lobgesang auf das hl. Antlitz. All dies findet man im oben erwähnten Buche passend zusammengetragen.

Von den Päpsten fand die Andacht zum hl. Leichentuch und zum hl. Antlitz schon früh ausdrückliche Bewilligung. Auch die Päpste der letzten Zeit haben ihre Verehrung gegen diese ehrwürdige Reliquie an den Tag gelegt und Gebete, Bilder, Kapellen, Wallfahrten und Bruderschaften zu ihrer Ehre mit Ablässen beschenkt. Papst Pius X. fügte voll Innigkeit ein Bild vom hl. Antlitz, das ihm gebracht wurde. Er sprach die Überzeugung aus, daß es die herrlichsten Früchte in den das Leiden unseres Herrn betrachtenden Seelen reisen lasse. Leo XIII. erkannte in der Verehrung des hl. Antlitzes ein der heutigen Zeit angepaßtes Mittel, die religiöse Gesinnung, die Verinnerlichung der Menschen zu fördern.

Fürwahr, es ist eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß unsere Zeit, die Zeit des tief erschütterten Glaubens und der maßlosen Genußsucht soviel hören muß vom Leiden Jesu. Auf der einen Seite die düsteren Zeitverhältnisse und auf der anderen Seite die Wiederbelebung des Glaubens, durch außerordentliche Vorkommnisse! „Das wahre Abbild des Hauptes voll Blut und Wunden“, möchte es nicht behilflich sein, der Menschheit Verständnis für die unendliche Liebe Gottes zu vermitteln? „Selig das Volk, das da wandelt in der Klarheit Deines Antlitzes, o Herr.“ (Psalm 88,16).

Verbreitet das Vergißmeinnicht!

Nagana!

Nagana ist heute in Süd-Afrika, besonders im Zululand, ein bekanntes Wort, es ist die Bezeichnung für die Krankheit, welche durch die Tsetsefliege beim Vieh erzeugt wird. Zu Hunderten stirbt das Rindvieh, wo durch Wild oder Transport diese Fliege hin verschleppt wird. Es ist etwas Eigenes um diese Fliege. Um Victoria-Nyanga-See im früheren Ost-Afrika hatten die Deutschen zwecks Ausrottung dieser Fliege und damit der Schlafkrankheit alles Land abgeholt, um der Fliege die Brutstätten zu nehmen. Man hat herausgefunden, daß sie nicht weiter als einen halben Kilometer fliegt, aber man wußte nicht warum. Erst in letzter Zeit hat man entdeckt, daß die Tsetsefliege schlecht sieht und sich einfach auf alles setzt, war ihr in den Weg kommt.

So hat man erfahren, daß sie längs der Transportstraßen sich weiter ausbreitet und sogar sich auf Autos setzt und sich 200 km weit fahren läßt. Auf diese Weise hat sich ihr Gebiet in Süd-Afrika von 13 000 qkm auf 30 000 qkm ausgedehnt. Daß man auf Mittel und Wege sinnt, die Fliege auszurotten, ist selbstverständlich, denn Farmwirtschaft oder Halten von Vieh muß dort, wo diese Fliege eingeschleppt wurde, zurückgehen und schließlich aufhören, kein Farmer kann dort existieren. Wie immer in solchen Fällen gibt es verschiedene Meinungen, die alle darin übereinstimmen, daß das einzige Mittel sei, alles Wild in solchen Gegenden mit Stumpf und Stiel auszurotten, welches irgendwie als Träger der Krankheit in Betracht kommen kann. Die Regierung hat insofern nachgegeben, als sie in solchen Gegenden die Jagd freigegeben hat. Die Folge ist nun, daß das Wild massenweise weggeschossen wird, nur in einem Gebiet, das als Nationalpark erklärt wurde, ist das Wild geschont.

Wenn die vielen Antilopen und Bockarten weggeschossen sind, finden die Raubtiere wie Löwen, Leoparden, Hyänen keine Nahrung mehr und sterben auch weg, oder verziehen sich in andere Gebiete oder fallen das Vieh der Farmer an, wie es jetzt schon viel geschieht. Die Haustiere sind nicht so scheu wie das Wild und daher viel leichter von Löwen anzugreifen. Als Beweis, wie zahlreich die Löwen in Afrika noch sind mag gelten, daß die Regierung der Kenya-Kolonie einen bekannten Löwenjäger beauftragte, Löwen zu schießen, der dann in 2—3 Monaten 80 Löwen schoß und 10 Leoparden. Immerhin halten sie sich meistens in wenig bewohnten Gegenden auf. Wenn es auch in einer Hinsicht zu bedauern ist, daß so das Wild nach und nach vom Erdboden verschwindet, muß man doch einsehen, daß, wenn die großen, fast menschenleeren Flächen in Zentral-Afrika bewohnt und zivilisiert werden sollen, das Wild erst verschwinden muß, zuerst die Raubtiere, d. h. solange man kein Schutzmittel gegen die Tsetsefliege gefunden hat oder richtiger gegen die Nagana-krankheit.

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Patronin aller Missionare und Missionen

Von D. W. Mut

„Lieber Gott, schenke mir doch recht viele Kinder; sie sollen alle dir geweiht werden!“ So lautete, wie wohl alle Theresienkinder sich gern erinnern, das Gebet, das Frau Zelia Martin, die Mutter der hl. Theresia vom Kinde Jesu, recht oft und immer wieder zum Himmel empor sandte. Der liebe Gott erhörte ihr Flehen.

Neun duftende weiße Blumen, ausgewählte Kinderseelen, schenkte er ihr. Vier davon nahm er schon im zartesten Alter wieder zu sich in den Himmel, während vier der anderen im Karmel und eine im Orden der Heimsuchung ihre Blütenkelche erschlossen. Die fromme Mutter und der gleich fromme Vater hatten die Kinder schon von der Wiege an der Königin der Jungfrauen, der Lilie des Tales geweiht.

Nachdem der liebe Gott dem frommen Ehepaar vier Mal ein Töchterlein geschenkt hatte beteten sie innig um einen Sohn, um einen Missionar. Innig wandten sie sich an den hl. Joseph, um durch ihn Erhörung ihrer Bitte zu erlangen. Bald darauf fand sich ein reizendes, liebliches, aber sehr zartes Knäblein ein, das dem Schutze des hl. Joseph anvertraut wurde. Die Freude war von kurzer Dauer, denn schon nach fünf Monaten flog das kleine Englein in den Himmel zurück. Neuerdings wurde innig um einen Sohn, einen Missionar, gebetet. Wiederum erschien mit hoffnungsvoller Freude begrüßt ein zweiter Joseph. Zum größten Leidwesen der Eltern wurde ihnen auch dieser so heißersehnte Knabe schon nach 9 Monaten wieder entrissen. Auch er kehrte zu seinem Brüderlein, zur Anschauung Gottes zurück.

Jetzt hörten die Eltern auf, um einen Sohn zu bitten. Nach einiger Zeit konnten sie kurz nach Weihnachten, ein kleines, allerliebstes Mädchen begrüßen. Die jüngste Tochter der Familie Martin, nämlich die kleine Theresia. Mit aufrichtiger Freude und hellem Jubel wurde die Kleine von den Eltern und Geschwistern empfangen. — Hätte sich damals wenigstens für einen Augenblick der Schleier der Zukunft gelüftet, dann hätte das tiefgläubige Ehepaar Martin erkannt, daß Gott seine Wünsche durch dieses Kind erfülle, daß dieses Kind tatsächlich ein Missionar werde. Wir alle aber wollen daraus ersehen, wie der Herr kein Gebet unerhört und unbelohnt läßt. Es schien, als sei er den Bitten der Familie Martin gegenüber vollständig taub. Da sie aber treu und beharrlich weiter beteten mit Ergebung in seinen hl. Willen, mit dem Glauben und der Treue der ersten Christen ihm dienten, erhörte er ihr Gebet in seiner Weise und zu seiner Zeit.

„Theresia vom Kinde Jesu ist in der Tat ein eifriger Missionar geworden“, wie es in „Geschichte einer Seele“ heißt. „Ihre Worte sind unwiederstehlich, voll Kraft und Salbung. Ihr Leben und Beispiel

üben einen Reiz und eine Anziehungs Kraft aus, daß man nicht wiederstehen kann.“

Die kleine hl. Theresia wuchs unter dem Schutze ihrer Eltern und ihrer Geschwister heran. Eifrigst beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, ins Kloster zu gehen, und zwar in den strengen Orden der unbeschuhten Karmeliterinnen. Des öfteren kam ihr der Gedanke, Missionsschwester



Dürer's Madonna mit den Engeln

zu werden. In sich aber fühlte sie den Beruf, nicht in den fernen Missionsländern, sondern daheim für die Missionare und Missionen zu wirken, zu beten und zu opfern. Als sie eines Tages mit dem Lesen einer Missionszeitschrift beschäftigt war, legte sie diese plötzlich zur Seite, indem sie zu ihrer Schwester sagte: „Ich darf nicht weiterlesen, denn sonst bin ich fähig, Missionsschwester zu werden, dafür bin ich nicht berufen. Ich muß im Karmel beten und opfern.“ Die Berichte aus den

Missionen, erklärte die kleine Heilige, seien so begeistert und so hinreisend, daß man sich unwillkürlich angetrieben fühle, auch in die Mission zu gehen, um die Heiden zu bekehren.

Im Karmel, in den sie mit 15 Jahren eintrat, wurde dann die kleine hl. Theresia durch ihr Gebets-, Liebes-, Leidens- und Opferleben Missionar nicht nur — wie sie das in ihren Wünschen ausdrückt — für eine Mission, sondern für alle Missionsgebiete der Heidenländer und nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern bis zum Ende der Zeiten. Der Rosenregen, der nach ihrem Tode überreichlich auf ihre Fürbitte vom Himmel herniederströmt, gilt, wie wir das feststellen können, in nicht geringer Weise den Priestern, den Missionaren und den Gläubigen in den Missionsländern aller Gebiete. Es herrscht daher heute in allen Missionen der ganzen Welt heller Jubel, weil die jüngste Tochter der Familie Martin, die kleine hl. Theresia vom Kinde Jesu, zur Patronin aller Missionare und Missionsgebiete vom hl. Vater ernannt worden ist.

Das Dekret vom 14. Dezember 1927, durch das Se. Heiligkeit Papst Pius XI. die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur besonderen Patronin der Missionare beiderlei Geschlechts auf der ganzen Erde ernannt, bildet gleichsam den Abschluß, die Krone der vorhergegangenen Ehren, die seit ihrer Seligsprechung dem demütigen Kinde von Lisieux zugeslossen sind.

Zugleich mit der Seligsprechung wurde sie zur Patronin der Karmelermissionen erklärt. Unmittelbar daran schloß sich ihre Einsetzung zur Präsidentin des in Rom geplanten Russenseminars. Fast zur selben Zeit wurde sie zur Patronin des Werkes von der hl. Kindheit ernannt, und gleich nach der Heiligsprechung am 29. Juli 1925 ernannte sie der hl. Vater zur offiziellen Patronin des Werkes vom hl. Petrus zur Heranbildung des Eingeborenen-Klerus.

So war in unglaublich kurzer Zeit ein weiter Weg zurückgelegt. Aus Kanada kam die Anregung zur letzten Stufe. Dort war die kleine Heilige längst bekannt. Als die Missionen bei den Eskimos lange Zeit unfruchtbare blieben, warf ein Missionar ein wenig Erde vom Grabe Theresias auf eine Gruppe seiner Zuhörer, die, wie schon fünf lange Jahre, seiner Predigt lauschten, ohne im geringsten an Bekehrung zu denken. Die Wirkung war auffallend. Unverzüglich begehrten eine Unzahl die hl. Taufe, ihnen folgten weitere, und die Mission blühte auf. Deswegen kam Msgr. Charlebois, der apostolische Präfekt jener Gebiete, auf den Gedanken, die hl. Theresia als Patronin der nordischen Missionen in Amerika zu beghren. Doch kaum trat er mit dem Plan hervor, als der Kreis sich erweiterte und schließlich alle Missionsbischöfe auf der ganzen Welt mit Eifer den Antrag unterstützten. Sie alle wünschten, daß die kleine Heilige, auf deren Fürbitte in jedem Missionsgebiete auffallende und viele Wunder geschahen, aufs Engste mit den von ihr bevorzugten Lieblingen, den Missionaren, verbunden werde. Der hl. Vater genehmigte mit Freuden diesen Antrag und ernannte

die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin aller Missionare und Missionen.

Die neue Ehre unserer lieben Heiligen enthält für uns alle eine wichtige Lehre. Neben dem hl. Franz Xaver, der sein Leben in den Missionen verzehrt hat, ist die kleine Heilige aus dem Karmeliterorden zur Patronin der Missionare eingesezt. Eine deutliche Kundgebung, daß ein Gebet der Sehnsucht, von Opfern unterstützt, auf die Entwicklung und den Erfolg der Missionen unter den Heiden von dem nämlichen Einfluß sein kann, wie das Schaffen und Wirken der Priester und ihrer Gehilfen und Gehilfinnen unter tausend Strapazen und Entbehrungen in der Wildnis unter den Barbaren.

Hat nicht auch gerade der hl. Franz Xaver bezeugt, St. Theresia von Avila, die Mutter unserer kleinen Heiligen, habe durch ihre Gebete und Opfer mehr Seelen befehrt, als er, der große Apostel von Indien und Japan.

Das ist unser aller Anteil an dieser neuen Erhöhung unserer Lieblingsheiligen: ihr nachzuahmen in feuriger Sehnsucht nach Teilnahme an den Missionen, betätigt durch fleißiges Gebet, Anhören der hl. Messe, durch öftere sakramentale und noch öftere geistliche hl. Kommunion in dieser Meinung, und ganz besonders durch Treue in den kleinen täglichen Opfern, die der liebe Gott in unseren Standespflichten auf unsern Weg streut. Reichen wir der kleinen Heiligen diese unsere unscheinbaren Blümlein hin; in ihrer Hand werden sie zu Himmelsrosen, zu kostbaren Gaben für die Missionare und ihre Pfleglinge und für uns selber zum Unterpfand einer glückseligen Ewigkeit.

Anmerkung: In einigen Monaten erscheint in unserem St. Josephs-Verlag in Neimlingen, Bayern ein Büchlein mit dem Titel „Die hl. Theresia vom Kinde Jesu, Patronin aller Missionare und Missionen“ aus der Feder des D. W. Mut. Es wird außer dem Leben der kleinen Heiligen entsprechende Belehrungen und Gebete bringen, wird ein Handbuch werden für alle, die in der Heimat, im Berufe verbleibend, dennoch als Missionare oder Missionärrinnen in allen Missionsgebieten wirken möchten. Schon heute werden Bestellungen entgegengenommen. Die Schriftleitung.

Missionspost

III.

Der folgende Brief eines Missionars zeigt, wie auch die Schwarzen sich materiell und geistig emporarbeiten können. Es sind allerdings noch wenige, die es so weit bringen. Der Großteil des Volkes ist zu arm. Es fehlt auch am nötigen Verständnis, das erst durch den Missionar geweckt werden muß.

Mein von Emaus am weitesten entfernter Außenposten ist die Farm des „Eingeborenen“ Mr. Keswa. Er hat eine schöne Farm von 1100 Morgen. Dieser Mann war Protestant und hat konvertiert. Sein einziger Sohn ist katholisch und im Lehrerseminar von Mariannhill. Früher war Mr. Keswa Gerichts-

schreiber in Umzimkulu. Jetzt bestellt er seine Farm, auf der noch etwa 50 kleinere Pächter wohnen. Sein eigenes Heim liegt auf einem freistehenden Hügel, der nur von einer Seite einen eingeraumten Zugang hat und etwas tiefer liegt als die umliegenden Hügel. So sieht sein Haus aus wie eine mittelalterliche Burg. Wenn ich zu ihm komme, bin ich wie daheim. Es ist alles sauber und ordentlich. Auch die noch protestantische Frau ist recht liebenswürdig.

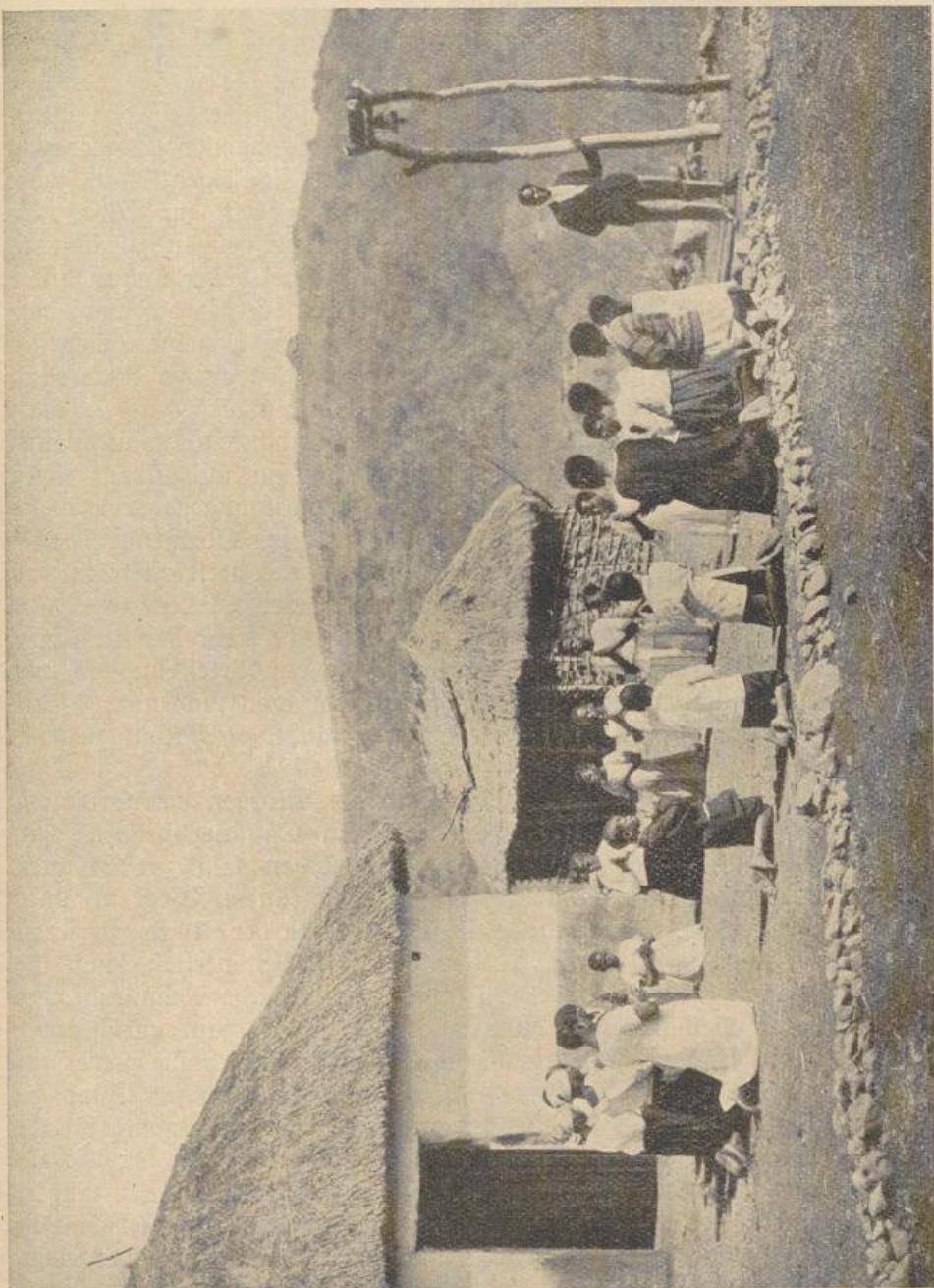
Dieser Mr. Keswa hat uns auf seiner engeren Umuzi einen Kraal für den Gottesdienst eingeräumt. Ich komme immer Abends mit dem Wagen dort hin, da ich die Messgeräte von Umzimkulu mitbringen muß. Bei der Ankunft führt er mich in einen großen Kraal, das Empfangszimmer für Weiße und bessere Schwarze. Hier findet der erstaunte Europäer zwei Glasschränke mit einer Menge Porzellangechirr, einen großen Tisch, ein Sofa und gepolsterte Stühle. Der Boden ist mit Fellen ausgelegt. An den Wänden hängen Bilder und Photographien. Dieser Raum ist zugleich Speisenzimmer. Geflocht und serviert wird englisch. Der Hausherr ist mit seinen Gästen. Das Wohnzimmer ist mit einem Tisch, mehreren Stühlen und einem Bücherschrank ausgestattet. Daran schließt sich das Schlafzimmer mit sauberen Betten, Waschtisch und allem Zubehör. Das Ganze ist ein Quadrathaus, kein runder Kraal. Für den Gottesdienst ist ein eigenes Haus bestimmt, das nur diesem Zwecke dient. An Sonn- und Feiertagen unterrichtet Mr. Keswa selbst die Leute, die zum Gottesdienst kommen und betet mit ihnen. Die Gemeinde dort ist noch klein, gibt aber begründete Hoffnung, wenn der Missionar regelmäßig kommen kann. Das letzte Mal hatte ich 23 Kommunionen. Nach der hl. Messe führte Mr. Keswa alle Leute in den großen Fremdenkraal für Schwarze und setzte ihnen zum Frühstück einen Hammel und Maisbrei vor. Die Leute machen einen guten Eindruck und wünschen nur, daß ich öfter kommen möchte. Das ist aber nicht möglich, solange ich das ganze Gepäck mitnehmen muß. Denn auch in Umzimkulu ist die Kirchenausstattung erst neu angeschafft worden, sodass ich nicht gleich wieder von vorn anfangen kann. Die protestantische Frau hilft immer mit, den Kraal zum Gottesdienst herzurichten und hört auch der Predigt aufmerksam zu. Das letzte Mal begleitete mich Mr. Keswa eine große Strecke zu einem Kranken. Auch in Umzimkulu hat er ein Stück Land mit einem Häuschen. Jeden Donnerstag geht er dorthin zur Bank. Also auch Schwarze können es zu etwas bringen, wenn sie wollen und wenn man ihnen hilft.

In Umzimkulu habe ich einen Platz einzäumen lassen. Wir werden demnächst wenigstens für die schwarze Gemeinde etwas bauen, wenn es auch nur ein Lehmbau ist, damit die Leute sehen, daß man guten Willen hat. Sie haben ihn schon, wenn man sie nur richtig ansetzt. Ich habe in dreiviertel Jahren bereits 400 Mark Opfergeld bekommen, das aber noch lange nicht reicht, um ein anständiges Kirchlein zu bauen, worauf ich aber hinarbeite.

Fulamushle ist mir die liebste Außenstation. Eine große Kirche ist dort, mitten in der Einwohnerenreservierung gelegen. Es gibt aber auch viele Protestanten dort, ringsum liegen etwa 6 Schulen. Trotzdem werde ich versuchen, eine katholische Schule zu eröffnen, wenn auch eine Privatschule, denn der Platz gehört ja uns; sonst ginge es ja überhaupt nicht. Sie sehen also an dem Durcheinander, das ich schreibe, daß es auch mit der Arbeit ein Durcheinander ist. Eines schiebt das andere. Gerade an Ostern ist es mir so recht zum Bewußtsein gekommen, daß wir hier viel zu wenig sind, denn die Leute brauchen hier viel, vielmehr Hilfe als draußen. Das gilt jetzt umso mehr, da mit der österen hl. Kommunion auch viel mehr gebeichtet wird. Denn alles schnell abmachen, das tut es nicht, oder doch nicht lange

P. Laurentius Schleißinger, R. M. M.

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe, daß wir nach Kräften die Zahl derjenigen vergrößern, die ihn kennen und anbeten in Geist und Wahrheit.“
(Papst Pius XI.)



Schulmänner beten den Angelus, wobei der Herr Lehrer läutet

Bilder aus dem Leben unter den Schwarzen

Von P. Kammerlechner, R. M. M.

1. Ohne Weg und Steg

Wenn man in Europa den Weg verfehlt und in die Irre geht, so zählt das gerade nicht zu den angenehmsten Erlebnissen. Es ist ja zwar sehr romantisch, wenn man im Sturmwind mit einem Streichholz den Wegweiser lesen will und nach und nach eine ganze Schachtel voll verbraucht hat und schließlich trotzdem nicht weiß, wo man sich eigentlich befindet oder wenn man in Ermangelung der Streichhölzer am Wegweiser emporklettert um in der Dunkelheit seine Aufschrift lesen zu können, der Wegweiser aber einem den Streich spielt und bei dieser ungewohnten Prozedur mit seiner Last sich sanft auf den Boden legt, so daß man hernach wieder nicht weiß, nach welcher Richtung die einzelnen Schilder zeigen sollen; ja das alles klingt sehr romantisch, aber wohl niemand wünscht sich diese Romantik zu erleben.

Ist es also bei europäischen Verhältnissen durchaus nicht angenehm, sich zu verirren, so ist es leicht einzusehen, daß es im halbwilden Afrika zwar noch romantischer ist, aber auch noch viel unangenehmer, wenn man Weg und Steg verloren hat. Hier, wo es keine Straßen gibt und noch viel weniger Wegweiser und wo man weit und breit auf Stunden keine menschliche Seele finden kann. „Der Pater soll kommen und zwar am Mittwoch, wir lassen unseren Lehrer nicht mehr her und wollen das mit dem Pater besprechen“, so lautete ein Brieflein, das von einer Außenschule, die längere Zeit geschlossen war und nun wieder aufgemacht werden sollte, an einem Sonntag auf die Station gebracht wurde.

Nun, die Sache war sehr einfach. Früh am Morgen wurde die hl. Messe gelesen und dann die Außenschule St. Cassian besucht. Von dieser Schule sollten es noch gute zwei Stunden sein zur besagten Schule. Also mit dem Rad leicht, auch bei schlechtem Weg, in einer Stunde zu erreichen. Eine Stunde Aufenthalt und der Rückweg gerechnet, so konnte ich, falls ich St. Cassian gegen 12 Uhr verließ, leicht um 6 Uhr wieder in Triashill sein. So lautete die einfache Rechnung ohne den geringsten Rechnenfehler. Warum also viel Proviant mitschleppen für den einen Tag reicht es leicht und abends bin ich ja wieder zu Hause. „Doch mit den Geschickten Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell.“ Die eine unbekannte Größe, die die Rechnung enthielt war die Annahme, daß mir von der Schule St. Cassian ein Bub den Weg nach der anderen Schule zeigen würde, und diese eine Unbekannte war falsch gesetzt. Einige Mädchen sollten mir den Weg zeigen, doch wohl war noch kaum die Hälfte zurückgelegt, als sie nach Hause wollten, da sie nun in der Nähe ihrer Heimat waren; den Weg könnte ich nicht verfehlen, meinten sie. Aber so einfach

war die Sache nun doch nicht und weil die eine Unbekannte falsch angesetzt war, wurde die ganze Rechnung falsch. Nach manchen Irrwegen kam ich um halb 3 Uhr bei der Schule an und es wurde 4 Uhr, bis ich wieder auf dem Heimweg war. „Schuster bleib bei deinem Leisten“, heißt ein Sprichwort und ich sollte bei meinem alten Weg geblieben sein, aber auf dem Heimweg wollte ich den geradesten Weg fahren und aus diesem geradesten Weg ist ein schrecklicher Umweg geworden.

Hernach war ich mir ziemlich klar, wo ich vom rechten Weg abgekommen war. Das Rad hat sich entschädigt dafür, daß es mich so lang und so schlechte Wege getragen und hat sich dafür einen steilen und steinigen Berg hinabtragen lassen. Unten ging es über einen Bach und dann auf eine Ebene hinaus und jetzt merkte ich, daß ich mich verfahren hatte. Nun war nicht mehr viele Zeit übrig, denn es fing schon an zu nachten. Zum Glück traf ich gleich eine junge Frau, die ich um den Weg fragen konnte und da sie selbst auch nicht recht Bescheid wußte, so rief sie eine alte Frau, anscheinend die Mutter. Ein alter Mann, der gerade eine Falle für Wild richtete, zeigte mir dann schließlich den Weg. Aber es war ihm auch mehr darum zu tun, von mir Zündhölzer zu bekommen als mich entgültig auf den rechten Weg zu bringen. Seine Behauptung, daß ich jetzt den Weg nicht mehr verfehlen könnte, weil das der einzige sei, der zum nächsten Kraal führe, glaubte ich nicht. Da es stark aufwärts ging, so mußte ich das Rad vielfach führen und das ermüdete sehr, dazu wurde es noch immer dunkler. Meine Vermutung war auch richtig, denn gar bald stand ich an einem Kreuzweg. Nun war guter Rat teuer. Und richtig schlug ich die falsche Richtung ein. Im schnellsten Tempo ging es abwärts. Nur eine kurze Rast wurde gemacht, um beim Scheine der Radlaterne das Brevier fertig zu beten, denn nun war es bereits vollständig dunkel geworden.

So gegen 7 Uhr stand ich plötzlich an einem ziemlich starken Bach und es kam mir zur vollen Gewißheit, daß konnte nie und nimmer der richtige Weg sein. Das Wasser des Baches war sehr frisch und ich trank einige Becher voll. Nun blieb wohl nichts anderes übrig als hier im Freien zu übernachten. Ich suchte eine passende Lagerstätte und fand gar bald eine einzelnstehende romantische Felsengruppe. Ich kroch unter einen Felsen und dachte mit Bangen an die lange Nacht, die vor mir lag. Da bekam ich einen verhängnisvollen Einstall. Ich wollte noch einmal zum Bach, um mir meine Flasche mit frischem Wasser zu füllen. Die eigenartige Felsengruppe, dachte ich, würde ich auch in der Dunkelheit nicht verfehlen können. Doch kaum war ich hundert Schritte weggegangen, da kamen mir doch Bedenken und ich wollte wenigstens das Rad mitnehmen, falls ich nun doch nicht mehr zurückfinden würde, hätte ich dann wenigstens alles bei mir. Aber, aber es war schon zu spät; ich konnte zum alten Platz nicht mehr zurückfinden. Bei dieser vergeblichen Suche nach meinem Felsennest kam ich ganz unerwartet

wieder an den Bach und nun suchte ich denselben Weg wieder zu machen wie zuerst, um so zum Felsen zurückzufinden. Aber alles war vergebens.

So ergab ich mich endlich in mein Schicksal und legte mich unter einem Baume zur Ruhe. Als Kissen diente der Rucksack, in dem das letzte Stücklein Brot noch für den äußersten Notfall ein armseliges Dasein fristete. Trotz allem habe ich einige Stunden ganz ausgezeichnet geschlafen, nur gegen Morgen wurde die Kälte auf der bloßen Erde etwas empfindlich und weckte mich aus dem Schlafe. Ich dachte, vielleicht ist es auf dem Baume nicht so kalt wie auf dem Boden und da gleich in der Nähe ein Prachteremplar war, er hatte nämlich einen wunderschönen Ast für Sitzgelegenheit, stieg ich auf diesen Baum und schnallte mich mit zwei Riemen fest, um ein Unglück zu verhüten. Das hatte nun noch den einen Vorteil, daß ich von Tieren, die beim Morgengrauen zur Tränke an den Bach kommen könnten, nicht belästigt werden könnte. Aber gar bald bemerkte ich, daß es auf dem Baume auch nicht wärmer war, als auf dem Boden und obwohl ich noch ein wenig einnickte, war ich doch froh als es so hell wurde, daß ich daran denken konnte, auf die Suche zu gehen nach meinem Rad.

Zum Glück gab es in dieser Gegend keine Affen und so brauchte ich nicht zu fürchten, daß mir über Nacht einer mit meinem Rade durchgebrannt sei. Und nun ging auch alles gut, in wenigen Minuten hatte ich mein Rad wiedergefunden und nun hieß es den Weg wieder zurückzufinden, den ich Tags vorher bei Nacht zurückgelegt. Ja, es ging wirklich ganz gut, mit einigen Fragen fand ich auch den rechten Weg zurück, nur war ich so müde, daß ich kaum mehr durch wiederholte Rast meine Kräfte einigermaßen wieder auffrischen konnte. Daheim aber war man schon in großer Angst um mich und die verschiedensten Vermutungen wurden laut. Als ich auch gegen Mittag noch nicht erschien, schickte man zwei Buben aus um mich zu suchen.

Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen. Pius X.

Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth
(Fortsetzung) Von Joseph Spillmann S. I. Nachdruck verboten

Die Offiziere schauten ihm finster nach, und als die Türe hinter ihm ins Schloß fiel, schlug der Obersheriff mit der Faust auf den Tisch, daß die Humpen klirrten, und sagte: „Hol' mich der Henker, wenn ich nicht lieber den alten Judas an den Galgen lieferte als seinen Sohn, so verhaftet mir auch sonst die Meßpaffen sind! — Jetzt wissen wir erst recht nicht, ob wir ihn kriegen. Das Ganze ist am Ende doch nur ein Kniff, um den eigenen Beutel zu wahren und uns auf eine falsche Fährte zu führen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Alte vorher zu Sankey House gewesen wäre und seine Warnung an den Mann gebracht hätte, bevor er hierher nach Warrington kam — erfundigt euch danach! Und nun, Bill, was ist Eure Meinung?“

„Meine Meinung ist“, erwiderte der mit Bill angeredete Untersheriff, „daß wir es heute nacht noch versuchen sollen. Die Merseybrücke hier in Warrington wurde streng bewacht, und auch nach Fidlers Ferry habe ich es melden lassen; über den Fluß ist er also nicht entkommen. Die Wege nach Appleton und Farnworth sind ebenfalls seit Mittag besetzt, und ich stehe dafür, daß der Pfaff noch bei Anbruch der Nacht in Sankey House war. Wenn wir ihn nicht erwischen, so sage ich mit Euer Lordshaft: der alte Fuchs hat ihn gewarnt, und dann, so wahr ich Sheriff bin, muß er daran glauben!“

„Auf jeden Fall bemächtigt Euch des Knaben; es wird ein leichtes sein, aus ihm das Versteck des Pfaffen und viel-

leicht noch manches andere zu erforschen. Ich gebe Euch zwanzig Mann, Ihr könnt sie selber auswählen. Macht, daß Ihr gegen drei Uhr auf dem Platze seid; der Mond ist dann untergegangen, und die Flut, die gegen halb vier Uhr auf ihrer Höhe steht, verhindert jedes Entkommen über den Fluß. Zwei Kronen demjenigen, der den Pfaffen festnimmt.“

So planten die Häschner. In Sankey House aber hatte sich der süße Schlummer der Unschuld mit seinen goldenen Träumen auf den kleinen Jöhn herabgesenkt. Er befand sich in den weiten Hallen eines katholischen Domes und sah den hehren Gottesdienst der Kirche in seinem Glanze, wie er ihn nur aus den Beschreibungen seines Onkels kannte. In Gold gekleidete Priester umringten den Altar, Weihrauchwolken wallten, und die Orgel rauschte durch die menschengefüllten Schiffe. Wie gerne hätte auch er unter den dienenden Knaben im Chore gestanden; aber es schien ihm, er sei gefesselt und könne nicht hinkommen, bis ihn endlich Mutter und Onkel an der Hand fästten und zum Altare führten.

Nicht so sanft träumte Lady Wortsington. Lange floh der Schlummer ihre Augen; sie hörte den Wintersturm um die Giebel des Hauses heulen und an den alten Bleiisenstern rütteln und betete und dachte ihres Kindes und des unglücklichen Schwiegervaters. Erst spät nach Mitternacht schlossen sich ihre Lider und stellte sich ein unruhiger, von schweren Träumen beängstigter Schlaf ein.

III. Der nächtliche Überfall

Es schlug zwei Uhr auf den Türmen von Warrington, als der Untersheriff mit seiner Schar in aller Stille durch den Farnworth Torweg schritt. Dichte Schneeflocken trieben den Häschern in das Gesicht; der Mond war untergegangen und die Nacht stockdunkel.

„Zum Kuduk, Sheriff, wohin sollen wir in dieser ägyptischen Finsternis und in diesem Hundewetter?“ sagte einer der Knechte ärgerlich.

„Stille! Wer heute nacht ein Wort redet, bevor ich das Zeichen gebe, der

brummt mir vierundzwanzig Stunden im Stocke“, antwortete der Führer. „Das Wetter ist gerade recht; wenn es noch eine halbe Stunde so fortwirbelt, kann uns kein Häschchen entspringen, ohne daß wir seine Fährte finden.“

Ungesehen nahte sich die bewaffnete Schar dem friedlichen Sankey House und umstellte es von allen Seiten. Kein Fenster war erleuchtet; die Bewohner lagen offenbar in diesem Schlummer.

Der Sheriff machte nochmals die Runde, jedem Ruhe und Wachsamkeit ein-

schärfend. „Wenn ihr von der Stadt her drei Uhr schlagen hört, so erwartet mein Zeichen“, sagte er und nahm mit der Hälfte seiner Leute unter einer weitläufigen Eiche dem Haupteingange gegenüber Stellung.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt; es war so still, daß man das leise Rieseln des Schnees hören konnte, der zwischen den Zweigen niederstiel. Da schlug es drüben in Warrington drei Uhr. Die Männer traten auf den offenen Platz vor das hohe Eisengitter, dessen Tor sie mit einer Kette geschlossen fanden. Der schrille Ton einer Feile tönte durch die Nacht, und nach wenigen Minuten fiel die Kette klirrend auf die Steinfliesen. Die Soldaten rund um das Haus hörten es und sahnen ihre Spieße und Piken fester; gleich darauf dröhnten laute Schläge an die schwere Eichentüre des Hauses und weckten seine Bewohner.

Lady Worthington war die einzige Person, welche bei diesem Überfalle ihre ruhige Besinnung behielt. Als nach wenigen Minuten die Kammerfrau zitternd an ihre Zimmertüre pochte, trat sie ihr schon gekleidet und vollkommen gefaßt entgegen; sie wußte ja denjenigen, welchem der lärmende Besuch zunächst galt, in Sicherheit. Von der Diennerin gefolgt, schritt sie über den Korridor und öffnete gerade über dem Haupteingange ein Fenster. Sturmhauben und Piken blitzten ihr im Fackelschein entgegen; aber unerschrocken fragte die Dame: „Überfällt man in England so das Haus einer ruhigen Edelfrau? Wer seid ihr, und was ist euer Begehr?“

„Wir wollen Euch zeigen, welche Rücksicht man hier zu Lande auf papistische Hochverräte nimmt!“ tönte es heraus. „Aufgemacht im Namen des Gesetzes, oder wir sprengen die Türe ein!“

„Das ist gar nicht nötig“, sagte die Dame, „zeiget den Befehl des Obersheriffs, und meine Dienner werden sofort öffnen.“ Diesem Verlangen wurde entsprochen; Lady Worthington gab die Weisung, das Tor aufzuschließen und erwartete an der steinernen Treppe den Sheriff. Mit lautem Gejohre drangen die Bewaffneten herein und besetzten die unteren Räume; dann stieg der Sheriff sporenklirrend mit einigen seiner Leute die Treppe hinauf und sagte barsch zu der Herrin des Hauses: „Führet uns in das Jagdzimmer!“

Die Kammerfrau schrak zusammen, während es um den Mund der Dame

nur schmerzlich zuckte; sie ahnte, von wannen den Häschern die genaue Kenntnis des Hauses komme. „Folget mir“, sagte sie ruhig und öffnete am Ende des Korridors das verlangte Gemach.

Rasch trat der Sheriff ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Alkoven — das Bett war unbewohnt. Mit einem Fluche trat er zurück und rief: „Ist der Pfaffe wirklich nicht hier? Und doch ist dieses das bezeichnete Zimmer; da sind die Hirschgewehe über der Türe.“ Aufmerksam leuchtete er in alle Winkel des Raumes, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Schon wollte der Sheriff die erste flüchtige Untersuchung aufgeben und sich nach andern Gemächern führen lassen, als beim Wegrücken eines Tischchens ein kleines, auf Pergament gemaltes Bildchen der Mutter Gottes zu Boden fiel. Triumphierend hob der Sheriff es auf und sagte: „Wir sind also doch im Banne des Fuchses, seht da den Beweis!“

„O, das gehört wohl meinem kleinen John“, sagte rasch gefaßt die Dame.

„Das wird sich finden“, erwiderte der Häschere. „Unterdeßen wollen wir unsere Pflicht tun. Durchsuchet das Haus aufs genaueste vom Giebel bis in den Keller, klopft an die Wände, schlaget sie ein, wo sie hohl tönen, reißt die Dielen auf! Wir müssen ihn haben, und koste es, was es wolle. Wo ist Euer Knabe, Frau?“

„Mein Knabe? Was hat denn Johnny mit der Haussuchung zu tun?“ fragte die Mutter erbleichend. „Er schläft wahrscheinlich noch in seinem Bette.“

„Führt mich sofort in seine Kammer“, befahl der Sheriff, setzte aber alsbald, sich anders besinnend, bei: „Nein, Ihr sollt mir meine Fragen nicht durchkreuzen! Ich werde ihn schon selber finden. Ihr bleibt hier bis auf weiteres.“ Hiermit schloß der Häschere die Dame in dem dunklen Zimmer ein und zog den Schlüssel ab.

Der Knabe schloß noch immer, wie laut und stürmisch es auch im Hause hing, den ruhigen und festen Schlaf der Jugend. Noch stand er im Traume im Chor der herrlichen Kirche und lauschte dem feierlichen Gesange, als der Sheriff, an der Türe seines Zimmers polternd, diese angenehmen Bilder verscheuchte. Erschrocken fuhr John aus dem Schlaf auf und rief, in der Meinung, es sei der Diener: „James, seid Ihr es? Was lärmst Ihr denn so?“ Aber wie erschrak er, als er die bärigen, gewaffneten Häschere er-

blickte! Mit einem Angstschrei starnte der Kleine den Sheriff an, welcher vor sein Bett hintrat.

„Es soll dir nichts zuleide geschehen“, begann der Hässcher sein Verhör, „vor- ausgesetzt, daß du meine Fragen unumwunden und sofort beantwortest. Wer unterrichtet dich?“

„Mama unterrichtet mich und auch —“ beinahe hätte der Kleine sich verraten, aber sein guter Schutzengel warnte ihn.

„Und auch?“ wiederholte der Sheriff lauernd.

„Und auch der alte James unterrichtet mich im Reiten“, vollendete John seinen Satz.

Ungeduldig über diese Enttäuschung, stampfte der Offizier auf den Boden. „Mache mir keinen blauen Dunst vor, oder du sollst es büßen!“ rief er, mit seiner Hand drohend in der Luft herumfuchtelnd. „Jetzt heraus mit der Sprache: wo ist dein Oheim?“

„Welcher Oheim? Ich habe mehrere Oheime“, erwiderte der Kleine.

„Nun, zum Henker, der Pfaff!“ rief der Hässcher, dessen Geduld zur Neige ging.

„Pfui, wie wüst Ihr redet!“ sagte voll Entrüstung der Kleine. „Ihr meint den Priester? Der ist in Reims oder sonstwo.“

Wiederum war der Knabe dem plumpen Fragesteller entwischt. Der Sheriff konnte seinen Ärger kaum mehr zähmen; aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Junge, bist du so dumm oder so pfiffig? Nicht von dem Erzpfaffen in Reims rede ich, sondern von demjenigen, der gestern abend noch drüber im Jagdzimmer wohnte; ich habe es ja aus dem Munde deines Großvaters selbst!“ Sprachlos schaute der Knabe den Hässcher an; also hatte die alte Martha dennoch recht gehabt! Der unselige Großvater der Verräter seines eigenen Sohnes! Dieser Gedanke trieb dem Kinde die Tränen in die Augen.

„Gelt, Kleiner, das hast du nicht erwartet?“ fuhr der Sheriff zutraulicher in seinem Verhöre fort. „Nun brauchst du auch nichts zu fürchten und kannst mir gerade heraus sagen, wo er ist, so will ich dir dein bisheriges Lügen nicht anrechnen.“

„Ich habe nicht gelogen, und damit Ihr mir nicht abermals nachsaget, ich hätte gelogen, so werde ich Euch auf keine Frage mehr Antwort geben.“

Nachdem John entrüstet diese Worte gesprochen, drehte er dem überraschten

Sheriff den Rücken. Das brachte aber die Galle des rauhen Soldaten in Wallung, und mit einem: „Du næsweiser Bub, wir wollen dir lehren, der Obrigkeit Rede und Antwort zu stehen!“ versetzte er dem Kleinen einen derben Schlag, daß ihm der Schmerz die hellen Tränen ausspreßte; doch eine Antwort konnte er ihm nicht abnötigen. Schließlich verließ der Hässcher endlich das Zimmer mit der Drohung: „Wir wollen dir deinen Trotzkopf schon brechen! Bevor du offen bekennst, wirst du keinen Bissen Speise verkosten.“

Dann fiel die Zimmertür klirrend zu, und John hörte, wie der Sheriff das Schloß abdrückte und den Schlüssel abzog. „Der böse Mann“, jammerte er, „er will mich verhungern lassen! Ich wollte, ich wußte nicht, daß der Onkel zu dem Franken Peter Swift nach Warrington ging — so könnte ich ihn nicht verraten. Aber ich werde ihn doch nicht verraten — lieber verhungern, so sterbe ich als ein Märtyrer und fliege von Mund auf in den Himmel, wie mir Mama gesagt hat.“ Dann erinnerte sich der Knabe an die Märtyrergeschichten, die er mit seiner Mutter in dem alten Legendenbuche gelesen, und betete und hörte auf den Lärm im Hause und schlief endlich wieder ein.

Inzwischen kehrten die Hässcher in Sankt leh House alles zu unterst und zu oberst. Schränke wurden erbrochen, Türen gesprengt, Mauern eingeschlagen, und selbst die Steinfliesen des Kellers aufgerissen, ohne daß man den Priester entdeckte. Man fand ein paar lateinische Bücher, welche den Verdacht zwar bestärkten, aber doch keinen durchschlagenden Beweis lieferen; auch das Verhör der Dienerschaft führte zu keinem Ergebnisse.

Als der späte Wintermorgen endlich graute, streifte der Sheriff rund um das Haus über die mit frischem Schnee bedeckten Felder; aber er fand keine Spur, die einen Flüchtigen verraten hätte. „Es ist klar“, schloß er endlich seine fruchtbare Forschung, „der Fuchs hat seinen Bau, von dem Alten gestern abend rechtzeitig gewarnt, vor Nacht verlassen.“ Dann zog er die Posten, die er rund um das Haus gestellt hatte, bis auf zwei Mann ein und kehrte nach der Halle zurück, wo seine Leute zechend und lärmend sich um ein gewaltiges Faß Ale (Bier) gelagert hatten und ihren Unmut über den fehlgeschlagenen Plan in Strömen der weißgelben Flüssigkeit ertränkten.

Gegen Mittag kam dann Sir Edmund Trafford selbst herausgeritten. Der Sheriff hatte ihm einen Boten mit der unliebsamen Kunde nach der Stadt geschickt. Nochmals wurde unter seinen Augen das Haus durchsucht, aber wieder ohne Erfolg. Auch die Kammer des kleinen John betrat der Ritter und stellte die verfänglichsten Fragen an den Kleinen. Er konnte ihm jedoch weder mit Milde noch mit Strenge auch nur das geringste Geständnis entlocken.

„Ich bin jetzt schon halb verhungert“, sagte der Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben bis in den späten Nachmittag hinein nichts verkostet hatte, in dem naiven Glauben, dem Hungertode sehr nahe zu sein, „und will mir nun zu guter Letzt nicht noch die Marterkrone entschlüpfen lassen.“

Der wohlbelebte Ritter mußte hell auflachen und sagte: „Was meinst du denn, wir wollten dich verhungern lassen? Nein, so grausam sind wir nicht. Aber das sage ich dir, wenn du uns nicht Rede und Antwort stehst, so lasse ich dich morgen gebunden nach Preston führen, und du sollst deine Mutter nicht wieder zu sehen bekommen, und statt des papistischen Unterrichtes, in dem dich dein Oheim aufzog, wird man dich in unsere Kirche und Schule führen, wo du das lautere Gotteswort hören sollst — so wahr ich Sir Edmund Trafford heiße und Obersheriff von Lancashire bin!“

Dieselbe Eröffnung machte der Ritter auch Lady Worthington, die noch immer im Jagdzimmer gefangen gehalten wurde. Es war das schwerste Opfer, das man von ihrem Mutterherzen fordern konnte, aber nicht zu schwer für ihre Gläubigentreue.

„Mein Knabe ist mein Teuerstes auf Erden“, betete sie, als der Obersheriff gegangen war, „aber nimm ihn, Herr, wenn es so dein Wille ist. Nur um eines bitte ich dich: laß ihn niemals unserer heiligen Kirche entfremdet werden.“

Bevor Sir Edmund Trafford Sankey House verließ, stellte er für den alten Herrn von Blainasco Hall einen Verhaftungsbefehl aus. Einige seiner Leute wurden sofort zum Vollzuge desselben mit der Weisung abgeschickt, Sir Richard nach Preston zu führen, wo in wenigen Tagen Graf Derby Gericht halten sollte. Ebendahin erhielt der Untersheriff Befehl, am folgenden Tage mit dem gefangenen Knaben aufzubrechen.

Inzwischen hatte die alte Martha auf die Weisung des Beamten ihren kleinen Liebling John mit einem tüchtigen Imbiss versorgt; bei dieser Gelegenheit erfuhr der Knabe, wo seine Mutter gefangen gehalten wurde. Auch mahnte ihn Martha, doch ja nicht zu verraten, wo man die heilige Messe gefeiert und wer ihr beigewohnt habe, sonst werde gewiß die Mutter und alle andern in das Gefängnis geworfen. Noch manches wollte sie ihm erzählen; aber der schwere Schritt eines Häschers, welcher im Korridor erdröhnte, schreckte sie von dannen.

Es war Abend geworden. Der Knabe, der sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, dachte über seine Lage nach und versiel auf einen Fluchtplan, dem er in der Dämmerung nachsann. Der Wache zu entkommen, die er von Zeit zu Zeit unten die Runde machen sah, schien ihm nicht schwer; aber wie sollte er bis ans Meer, wie über die See gelangen? Wenn er nur seine Mutter fragen könnte! dachte er; vielleicht würde sie mit ihm fliehen. Da fiel ihm ein, daß es nicht so schwierig sei, an dem uralten Eseu, der die Mauern des Hauses bekleidete, in den Garten hinabzulattern und an der andern Seite des Hauses auf demselben Wege zu dem Fenster des Jagdzimmers emporzuklimmen. John beschloß, das Wagnis frisch zu versuchen, das ihm gar nicht gefährlich schien.

Er wartete, bis die Nacht völlig hereingebrochen war, dann öffnete er leise das Fenster und lauschte hinab. Eben ging die Wache vorbei. „Zeigt ist sie um die Ecke“, flüsterte er; „bevor sie wieder kommt, muß ich unten sein.“ Und leicht wie ein Eichhörnchen schwang sich der gewandte Knabe über die Fensterbrüstung; dann raschelte es in den Eseuranken, und nach einer Minute stand John im Garten und schüttelte sich den kalten Schnee von den Kleidern. Da nahmen die gemessenen Schritte der Wache, und der Kleine duckte sich hinter einer Taxushecke, in deren Schutz er ungesiehen die andere Seite des Hauses gewann. Er sah das Fenster des Jagdzimmers, in dem er seine Mutter wußte, hell erleuchtet, und sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten bei ihr sein werde. Mutig ging er ans Werk, und sein Engel schützte ihn, daß er im Dunkel nicht eine dürre, brüchige Ranke ergriff und niederstürzte. Ein paar Sperlinge, aus ihrer Nachtruhe in den dichten Blättern emporgeschreckt, flatter-

ten auf, und dann klopfte es an die run-
den Bleifenstern.

Lady Worthington, welche in Gedan-
ken versunken am Kamine saß, drehte
verwundert den Kopf nach dem Fenster.
Da klopfte es wieder, und sie hörte leise
„Mutter“ rufen. Beinahe erschrocken
stand sie auf, nahte sich zaudernd dem
Fenster und öffnete es. Wie schug ihr
Herz, da sie so unerwartet ihren Lieb-
ling erblickte, der lachend zu ihr sagte:
„So reiche mir doch deine Hand, Mut-
ter; ich kann mich ja an dem kalten Fen-
stergesims kaum mehr halten!“ Eine
Minute später hielt die glückliche Frau
schelend und lobend ihren Sohn in den
Armen.

„Du bösester, bester Bube du — habe
ich dir denn nicht verboten, an den alten,
brüchigen Efeuranken herumzuflettern?“

„Ja, nach Vogelnestern“, sagte der
Knabe treuherzig. „Aber du bist doch kein
Vogelnest! — Und ich wollte mich nicht
von hinten führen lassen, ohne dich noch-
mals zu sehen“, fügte er ernst bei.

Und dann erzählte er alles, was seit
gestern abend vorgefallen, und was er
geantwortet habe, und wie er beinahe
ein Märtyrer geworden wäre, und daß er
sich entschlossen sei, eher zu sterben, als
den Oheim zu verraten oder seinen Gla-
uben zu verleugnen. Das Herz der Mutter
jubelte auf über diese edle Gesinnung des

Kindes, und Freudentränen zitterten in
ihrem Auge. Aber sie hütete sich wohl,
durch allzu vieles Lob die unbewußte De-
mut des Knaben in eile Selbstgefällig-
keit zu verwandeln. Dann sprach ihr
Sohn von seinem Fluchtplane. Allein sie
sagte ihm, dasselbe könne nur nach guter
Vorbereitung gelingen. Er solle sich in-
zwischen geduldig nach Preston führen
lassen; sie werde auf Mittel und Wege
sinnen und im günstigen Augenblicke
sicher zur Hand sein.

Lange redete sie noch mit dem Knaben
und gab ihm Weisungen und Ratschläge,
wie er sich vor Gericht zu benehmen habe;
auch von seinem unglücklichen Großvater
sprach sie und forderte ihn auf, die Ge-
fangenschaft für das Heil und die Befeh-
lung des tief gefallenen Kreises aufzu-
opfern. Dann kniete sie nieder und be-
tete mit ihm, und als sie sich erhob und
unter Tränen — zum letztenmal vielleicht
hienieden — das heilige Kreuzzeichen
über ihren Sohn machte, da flamme in
in ihrem Herzen ein Gefühl, das mit der
Gesinnung der makkabäischen Mutter
verwandt war, als dieselbe ihre Kinder
zum Martertode anfeierte.

Die Sturmflut der Verfolgung war ja
furchtbar im Steigen. Wer konnte dafür
bürgen, daß Englands Boden in dem
eben begonnenen Jahre nicht auch das
Märtyrerblut von Kindern trinken wer-
de?

IV. Vor Gericht

Vier Tage nach den eben erzählten Er-
lebnissen waren die zahlreichen katho-
lischen Bewohner der Stadt Preston
in nicht geringer Aufregung. Preston
trägt nämlich seinen Namen (abgekürzt
aus Priesttown, d. h. „Priesterstadt“)
nicht umsonst; seine uralte, dem hl. Wil-
frid geweihte Pfarrkirche mit dem burg-
ähnlichen Turme, welcher erst in unsren
Tagen wegen Baufälligkeit abgetragen
wurde, reichte in das erste Jahrhundert
von Englands Befehrung zurück. Stets
haben sich die Einwohner von Preston
der Kirche treu bewährt. Auch nach den
traurigen Tagen Heinrichs VIII. galt
die Stadt als der Mittelpunkt der
Katholiken Lancashires und wird heute
noch das „englische Rom“ genannt. Da-
her ist zu begreifen, daß seine Bürger an
den Gerichtsverhandlungen, welche sich
zumeist mit widerspenstigen Katholiken
befaßten, in jenen Tagen der blutigen

Katholikenverfolgung regen Anteil nah-
men. Zahlreich strömten sie in der Tat
nach der alten „Moothall“, der Ge-
richtshalle, und die weite Straße zwischen
ihr und dem Fischertore (Fishergate) war
mit Neugierigen angefüllt. Schon seit ei-
ner Stunde waren die Galerien zum
Brechen voll, und noch immer drängte
man sich durch das Tor, dessen Schwib-
bogen ein Österlamm mit der Umschrift
Princeps pacis (Friedensfürst) zierte —
gewiß ein passender Schmuck für eine
christliche Gerichtshalle, der heute noch
von dem frommen Sinne der katholischen
Erbauer Zeugnis ablegt.

Graf Derby, derselbe, der wenige Jahre
später in dem Blutgerichte über Maria
Stuart urteilte, William Chatterton, der
anglikanische Bischof von Chester, Sir
Edmund Trafford und andere Glieder
der von der Königin eingesetzten Kom-
mission hatten sich zu den vierteljähr-

lichen Gerichtssitzungen eingefunden. Der zu erledigenden Fälle waren wahrhaft nicht wenige, dank den zahlreichen Spürhunden Elisabeths, welche jedes Haus umlauerten! Der alte Spruch: „Mein Haus ist meine Burg“, auf den sonst die freiheitsliebenden Engländer so stolz waren, galt nicht mehr, seitdem Heinrich VIII. die päpstliche Tiara seiner Krone beigelegt und seitdem seine würdige Tochter die Katholiken zu Tode hetzte. So erschien denn auch heute wieder eine lange Reihe von Angeklagten, welche für das Anhören der heiligen Messe oder auch nur für die Nichtteilnahme am protestantischen Gottesdienste zu unerschwinglichen Geldbußen, zu Gefängnis und Rutenstrichen verurteilt wurden.

Doch nicht um dieses bis zum Überdrusse gewohnten Schauspiels willen hatten sich die Bewohner Brestons und seiner Umgebung in so großer Zahl in die Gerichtshalle gedrängt und folgten nun schon mehrere Stunden dem einsförmigen Gange der Verhandlungen.

„Sie kommen nicht mehr vor, Gevatter Clayton“, sagte ein stämmiger Schustermeister ärgerlich zu seinem Nachbarn. „Gleich schlägt es drei Uhr, und dann, werdet Ihr sehen, geht der Bischof von Chester — Gott verzeihe es mir, wenn es eine Sünde ist, daß ich ihn so nenne — nach seinem Quartier, der M i t r e S a v e r n, um seine Mahlzeit einzunehmen; denn die will er zur gewohnten Stunde haben.“

„Heute muß er warten, verlaßt Euch darauf, Meister Booth“, erwiderte der Angeredete. „Sie kommen ganz sicher vor; ich weiß es von meiner Base, dem Weibe des Gefangenewärters in der Friary. Sie sind bestimmt auf dem Zettel, und mit Euern Augen werdet Ihr sie sehen — geduldet Euch nur noch eine kleine Weile!“

„Wen erwartet Ihr denn so sehnlich?“ fragte eine hohe, verschleierte Frauengestalt, die hart an der Galeriebrüstung neben den beiden ehr samen Bürgern stand.

„Ha, wen sonst als diejenigen, um de rentwillen die Halle so gesteckt voll ist — den jungen und den alten Worthington“, sagte der Schuster. „Doch halt, da geht es los — hat nicht der Schreiber eben ihren Namen genannt?“

In der Tat war der Name am Gerichtstische gelesen worden. Alle Hälse reckten sich in die Höhe, und aller Augen waren auf den eintretenden Knaben ge-

richtet, der mit edlem Anstande die Et rade betrat, sich vor den Richtern verneigte und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Ein teilnehmendes Ge flüster ließ durch die Reihen der Zuschauer.

„Netter Junge, auf mein Wort!“ sagte Mr. Clayton zu seinem Gevatter, der ihm leise erwiderte: „Es ist eine Schande, daß man Kinder wie diesen Flachkopf vor Gericht stellt.“ Dann wurde es so still im Saale, daß man das Knistern des großen Kaminfeuers hören konnte.

Der zwölfjährige Knabe wurde aufgerufen. Graf Derby, der Vorsitzende, be fragte ihn über den Aufenthalt seines Oheims; allein zum Staunen aller Anwesenden erwiderte der Knabe wie folgt: „Euer Lordshaft verzeihen, wenn ich auf keine Frage antworte. Meine Wächter haben mich seit gestern in der Frühe hungern lassen, und nun nötigten sie mich vor einer halben Stunde zum Weintrinken. Ich weiß wohl weshalb sie das taten: sie wollten mich betrunknen machen, daß ich im Rausche Fragen beantworten möchte, die ich nicht beantworten darf. Aber Gott sei Dank, ich bin noch wohl bei Sinnen, wiewohl mir recht elend zu Mute ist, so daß ich Euer Lordshaft bitte, keine weitere Frage an mich zu stellen.“

Lautes Murren von den Galerien ver urteilte diese niederträchtige Behandlung des Knaben.

Da erhob sich Graf Derby und ver langte Ruhe unter der Androhung, sonst die Halle von den Zuschauern räumen zu lassen; dann wandte er sich an John und sagte mit freundlicherer Stimme, als sein durchdringendes Auge erwartet ließ, zu dem Knaben: „Kind, man gab dir den Wein zur Stärkung, und nun sage uns offen, wo dein Oheim zu wohnen pflegte, damit wir nicht zu schärferen Maßregeln greifen müssen.“

„Ich kann aber nicht — ich fühle mich zu elend“, erwiderte John, der sich in der Tat nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Der Graf sah es und ließ ihm etwas warme Milch bringen. Die Sache war den Kommissären sehr unlieb, und sie schauten sich sichtlich verstimmt an. Da glaubte William Chatterton, der Bischof von Chester, die Gelegenheit sei günstig, zu allgemeinem Nutz und Frommen eine seiner Tiraden gegen das Papsttum loslassen zu können.

William Chatterton war das Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre

neugeschaffene Staatskirche wünschte. In hohem Grade charakterlos, froh er vor dem Hofe und suchte sich durch eifrige Verfolgung der Katholiken den allmächtigen Ministern Burleigh und Walsingham zu empfehlen. In seinem Privatleben aber hatte er nur den einen Wunsch, das reiche Einkommen seines Bistums in Ruhe zu verzehren. Mit näselnder, schnarrender Stimme begann dieser Mann über die Verkommenheit des Papsttums zu reden, welche wie im allgemeinen an allem Unheil auf Erden, so auch im besondern an dem Starrsinne und der Verborbenheit dieses zarten Schäfchens seiner Herde schuld sei.

„Doch der Frömmigkeit Ihrer Majestät, unserer allernächsten jungfräulichen Königin, die Gott allezeit bewahren möge“, fuhr er, sich tief verneigend und das Barett lüstend, fort — „der Fürsichtigkeit des Geheimen Rates wie nicht minder des gegenwärtigen königlichen Kommissärs, meines Lords, des Grafen von Derby, und der andern Herren Mittkommissäre — meiner Pflicht und Hirtenzorgschaft nicht zu gedenken — ist es zuzuschreiben, daß wir uns entschlossen haben, gegenwärtiges, durch einen römischen Belialspfaffen und seine eigene Mutter verführtes und vergiftetes Kind an uns zu nehmen und im Lichte

des reinen Evangeliums zu erziehen. „Tritt denn heran, mein Knabe“, wandte er sich jetzt an John, der sich inzwischen etwas erholt hatte, „hier ist das Gotteswort, die Bibel; knei nieder, lege deine Linke auf das Buch und schwöre mit erhobener Rechten, daß du meine Fragen ohne jegliche Hinterlist und Restriktion beantworten werdest.“

„Wie kann ich das tun, da ich nicht einmal die Fragen kenne, welche Ihr an mich stellen wollt?“ fragte der Knabe.

„Aber mein Sohn, wenn du die volle Wahrheit sagen willst, so darfst du den Schwur unbedingt leisten“, drängte der Prälat.

„Ich werde niemals lügen“, sagte der Knabe; „aber was mir und meinen liebsten Freunden Schaden bringen könnte, brauche ich nicht zu sagen, wie mir meine Mutter erklärte.“

„Gut, so schwöre, wenigstens das der Wahrheit gemäß zu sagen, was niemand schaden kann. Du darfst doch zum Beispiel wohl schwören, daß das Taschentuch, welches ich hier in der Hand halte, ein Taschentuch sei?“ fragte Chatterton.

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen; denn ein solcher Eid wäre ja unerlaubt, weil er ja ohne wichtigen Grund geleistet würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Gebet für die Missionen

Folgendes Gebet zu Maria, der „Königin der Missionen“ hat das Impri-matur des Erzbischofs Dr. Mannix (Melbourne) erhalten:

„Liebste Mutter, unter deinen mächtigen Schutz stellen wir die katholische Heidenmission. Wir empfehlen deinem unbefleckten Herzen alle Missionäre, welche bei den Heidenvölkern sich bemühen, das Reich deines Sohnes auszubreiten.“

Erinnere dich, teure Mutter, der Prophezeihung des hl. Simeon im Tempel, daß dein Kind ein Licht sein soll zur Erleuchtung der Heiden. Hilf durch deine vermögende Fürbitte, daß diese Weissagung recht schnell in Erfüllung gehe.

Blicke in Güte hernieder, o Mutter der Barmherzigkeit, auf diese über 100 Millionen armer Heiden, die noch nichts wissen von deinem göttlichen Sohne, ja selbst noch niemals auch nur seinen Namen gehört haben. Auch ihre Seelen sind erschaffen um Gottes Majestät zu erkennen, ihn anzubeten und ihn zu lieben.

Aber siehe, noch liegen sie in Todesschatten ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe!

Aus Mitleid mit ihnen, o gütigste Mutter, gib recht vielen jungen Herzen auf der ganzen Welt die Gnade des wahren Missionsberufes. So möge dann endlich glücklich in Erfüllung gehen der heilige Wunsch des heiligsten Herzens deines geliebten Sohnes zu sehen, daß das Reich seines Vaters überall in die Herzen aller Menschen gekommen ist. Amen.“

Dieses Gebet kann auf sehr feinen Bildchen beim St. Josephs-Verlag bezogen werden.
100 Stück RM. 4.— Einzeln 5 Pfennig

Gebetserhörungen

Eiglisdorf: Durch die Fürbitte des hl. Antonius von Padua und des hl. Fridolin ist uns in verschiedenen Anliegen geholfen worden. Ein Missionsopfer war versprochen.

Niederorschel: Vielen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schweren Leiden. Opfer zum Liebeswerk des hl. Paulus und zu hl. Messen schon gesandt.

Rosenberg: Tausendsacher Dank dem hl. Erasmus für Hilfe bei Magenleiden und Leberleiden. Veröffentlichung war versprochen. Anbei . . . Mark Almosen.

Tagmersheim: Anbei . . . Mark Almosen und Dank dem hl. Herzen Jesu, der Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Hanau: Herzlichen Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung. Veröffentlichung war versprochen.

Ungenannt: Herzlich Vergelt's Gott für die Gabe von . . . Mark. Dank der hl. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für Erhörung in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Eilendorf: Innigen Dank dem hl. Herzen, der Helferin der Christen, der hl. Mutter Anna, dem hl. Joseph und der kleinen hl. Theresia für Erhörung in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Missions-Almosen folgt.

Ellhofen: Innigen Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Michael für auffallende Hilfe in einem Anliegen.

Feistelberg: Dank dem sel. Br. Conrad für Hilfe in Zahnschmerzen.

Klosterberg: . . . Mark Antoniusbrot für erlangte Hilfe auf die Fürbitte der

hl. Theresia v. K. I. und Don Bosco.

Dittersbrunn: Innig. Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für besondere Hilfe. Anbei . . . Mark Almosen. Veröffentlichung war versprochen.

Kelheim: Dank dem hl. Herzen Jesu für Hilfe in einigen Anliegen. . . . Mf. Antoniusbrot.

Eichstätt: Öffentlichen Dank dem hl. Joseph und der hl. Mutter Gottes für rasche Hilfe in großen Anliegen.

Tann: Innigen Dank für wunderbare Hilfe in einer fast aussichtslosen Bauangelegenheit und in mehreren anderen Anliegen.

P. Sch.: Betrag von . . . Mark Almosen erhalten. Tausendsach Vergelt's Gott.

Kl. Helmsdorf: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit. Anbei einen kleinen Beitrag für die Mission. Veröffentlichung war versprochen.

Altweistritz: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Theresia v. K. I. für erlangte Hilfe. Anbei versprochener Betrag zur Taufe eines Heidenkindes.

Seitendorf: Beiliegende Gabe zu Ehren des hl. Joseph als Dank für erhaltene Hilfe in Wohnungsangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

Hoske: J. Sch. Betrag . . . Mark als Missionsalmosen und innigen Dank in einer Gerichtssache.

Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter für erlangte Gesundheit spende . . . Mark Antoniusbrot. Bitte um glückliche Entbindung und um Abwendung des Unglücks im Stall

Memento

Hochw. P. Fabian Weiß, R. M. M.
Ehrw. Br. Pankratius Tielitz, R. M. M.
Luzern: Hochw. Herrn Josef Bütler.
Frauenfeld: Wwe. Nebsamen. Azmoos: Frau Prof. Kath. Diebold.
Gersau: R. Niederer. Haus Caen, Rhld.: Frau Emerantia Reichsfrau Gebr von Scheppenburg geb. v. Ruys-Nienwenbroeck.
Ringsheim: Barbara Hoch. Hinterzarten: Maria Tritschler. Oberneukirchen:

Franz Mitterer. Saarunion: J. Gaspard. Ebersberg: Sebastian Gerhardinger. Altheim: Maria Sus. Gehrig. Lipptingen: Maria Strobel. Kellmenz: Fr. Dirischerl. Mannheim: Regina Reiß. Weipert-Neugeschrei: Ther. Dic. Oberfisch: Karolina Huber. Höfles: M. Albersdörfer. Rasdorf: Hermann Gensler, Dora Erb. Bimbach: Gustav Krumm, Karl Krumm, Anna Krumm.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbed (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

mern sich 70 städtische Fürsorgestellen! Neben der rastlosen Organisation der freien Wohlfahrtspflege aller Weltanschauungen! Der Krankenfürsorge dienen 195 Krankenkassen. Davon 30 Ortskrankenkassen, 110 Betriebskrankenkassen, 55 kaufmännische Krankenkassen! Gesamtzahl der Mitglieder 1342 800! Ein Heer von Beamten im Dienste dieser Kassen. Die Betriebskrankenkasse Berlin allein verwendet für ihre 47 000 Mitglieder 60 Personen! Einen Beamten der Ortskrankenkassen habe ich nach dem Umfang ihrer Büros gefragt! Er meinte, mit 1000 Zimmern sei deren Zahl nicht zu hoch berechnet.

Sechstes: der Krieg. Die Stadt betreut 44 000 Kriegsbeschädigte! Hier von 19 000 Schwerkriegsbeschädigten! Außerdem 88 700 Kriegerhinterbliebene. Hier von 3400 Vollwaisen, 48 000 Halbwaisen, 2300 Elternpaare, 35 000 Witwen! Chor der Frauen am Grabe von Suja! Oden verglühenden Schmerzes! Hinter den Frauen das Orchester der Kriegsbeschädigten! Um sie gruppiert die Waisenländer und die verlassenen Eltern! Das Ganze eine Großstadt der Trauer!

Siebentes: das Gefängnis. Die Zahl ist rasch an die Tafel gezeichnet. Täglich öffnen sich die Tore! Des Strafgefängnisses! Des Zuchthauses! Des Untersuchungsgefängnisses! Diese Tore durchschreiten täglich 300 Menschen! In den Atem ersehnter Freiheit! Um 40 bis 50 bemüht sich die Gefangenfürsorge im Sommer. Um 70 bis 80 im Winter. Die übrigen gehen ihren Weg allein. Zu den Eltern? Zur Braut? Zu neuem Leben? Das sind im Jahre 110 000! Die deutsche Wehrmacht umfasst 100 000! Ein Heer, das aus den Toren Berlins ins Land strömt! Täglich 300! Zahlen in Bildern! Das ist Berlin!

Nun fährst du in den leuchtenden Bahnhof ein! Nun biegt dein Taxameter um die nächsten Stuckpaläste! Mitten in das wogende Leuchten des Reklameleuchtes! Glaube dem Leuchten nicht! Das ist nicht Berlin!

Mexiko. Zu dem Schweigen der kath. Regierungen gegenüber den mexikanischen Greueln schreibt „Die Schildwache“: „Nicht einmal zu einem offiziösen, geschweige offiziellen Protest gegen Calles bringt man's, überall tiefes Schweigen, als ob jene Mezeleien auf dem Monde geschehen! Weder die großen „katholischen“ Staaten Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Belgien, noch die Mexiko näher gelegenen Republiken Südamerikas machen den Mund auf, als ob ihnen die Massen-

morde von Katholiken, die Masseneinberufenen von Priestern, die Verbannungen und Einsperrungen von Bischöfen, Nachfolgern der Apostel, egal wären!

Wahrhaft, von der Zeit des Kaisers Konstantin bis heute ist uns kein Jahrzehnt in der Weltgeschichte bekannt, wo die christlichen Staatsmänner so feig gewesen wären wie heute! Unsere katholischen Regierungen und Politiker klappen vor der internationalen Freimaurerei und dem Bolschewismus zusammen wie Taschenmesser. Heute sind es nur katholische Frauenbünde und katholische Bischöfe des Auslands, die nach Mexiko Proteste senden. Die Herren Laien schweigen, Täufende von katholischen Abgeordneten, die sonst kein übles Mundstück haben, schweigen. Mussolini schweigt, General de Rivera schweigt, der fromme Calviner Horthy schweigt, der salbungsvolle Präsident des mächtigsten Großstaates der Welt schweigt. Mein Gott, ist das eine erbärmliche, furchtsame, in Materialismus versumpfte Welt, sind das Laienapostel, sind das christliche Männer, sind das katholische Minister! Mit der Verantwortung, welche diese haben, möchten wir nicht vor den Richterstuhl Gottes treten!

In Paris predigte ein Priester während der Faschacht. Seine Rede hatte drei Teile:

1. Nicht alle Narren sind im Irrenhaus — sondern auch . . .
2. Nicht alle Blinden sind in einer Anstalt — sondern auch . . .
3. Nicht alle Teufel halten sich in der Hölle auf — sondern auch . . .

Das Thema passt für das ganze Kirchenjahr!

Die Ausdehnung der katholischen Missionen 1927. Die Zahl der katholischen Heidenmissionen betrug laut „Osservatore Romano“ etwa 20 mehr als Ende 1926. Der einzige Patriarchensitz unter ihnen ist in Jerusalem. Von den übrigen 411 Missionen sind 29 Erzbistümer, 67 Bistümer, 3 Abteien, 213 Vikariate, 90 Präfekturen, 1 Prälatur, 8 einfache Missionen. Die Rangunterschiede bezeichnen ungefähr die Festigkeit und die normale Entwicklung der Missionen. Von den 29 Erzbistümern liegen 9 in Zentral- und Osteuropa, 3 in Borderasien, 8 in Indien, 1 in Japan, 7 in Australien und 1 in Neuseeland.

Die 67 Bistümer verteilen sich wie folgt: Zentral- und Osteuropa 12, Indien 25, China 1, Japan 4, Inselsafrika 3, Nordamerika 4, Zentralamerika 1, Südamerika 1, Australien 14, Neuseeland 1.

land 3. Von den 2 Abteien ist die eine in Osteuropa, die andere in Ostafrika. Von den apostolischen Vikariaten kommen auf Nordeuropa 5, Zentral- und Osteuropa 3, Borderasien 2, Indochina 16, China 62, Japan 2, Korea 2, Nordafrika 8, Westafrika 10, Ostafrika 4, Zentralafrika 23, Südafrika 10, Inselafrika 7, Nordamerika 9, Zentralamerika 7, Südamerika 18, Australien 3, Holländisch-Indien 3, Philippinen 1, Mikronesien und Melanesien 7, Polynesien 7.

Mit Dekret der heiligen Kongregation der Riten vom 15. Dezember 1927 hat der Heilige Stuhl die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin sämtlicher katholischen Missionen auf dem ganzen Erdenrund ernannt (siehe Hauptfert).

Gebetsempfehlungen

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in einem ganz besonderen Anliegen zur hl. Mutter Gottes, zur hl. Mutter Anna und zum hl. Antonius v. Padua.

Reuchelheim: R. A. H. Ein Heidentind und . . . Mark Antoniusbrot in einem Familienanliegen.

Eine arme verlassene Dienstmagd bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur hl. Anna, zum hl. Kl. Maria Hofbauer und zur hl. Theresia v. K. J. um Erhöhung um baldige Gesundheit von einer langjährigen Krankheit. Zum Danke werde ich später ein Miss.-Almosen zuschicken. Erbarmet euch doch meiner und helfet mir im Gebete, denn ich bin eine arme verlassene Waise. Meine Eltern sind gestorben und ich bin arbeitslos, weil ich immer frank bin. Erbarmet euch!

Eine Abonentin bittet die Berg.-Leser ums Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Frieden in einer Familie. Nach Erhöhung Veröffentlichung u. Almosen.

Bühl: Bitte ums Gebet in schwerem Seelenleiden zur hl. Mutter Anna, zum hl. Joseph, zum sel. Papst Pius X., zur hl. Theresia v. K. J. und zur hl. Rita. Anbei . . . Mark.

Oberstdorf: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in Geld- und Arbeitsangelegenheit.

Eine Person bittet um das Gebet in Familienangelegenheit.

N. N. bittet die Berg.-Leserin um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Dossenheim: Um das Gebet nach der Meinung um baldige Erhöhung.

Oberried: Ein Abonent bittet um das Gebet in mehreren Anliegen.

Oos: N. N. bittet um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus und zur hl. Familie in einem schweren Anliegen.

Kelheim: In einem schweren Anliegen bitte um das Gebet zum hl. Hl. Herz Jesu und hl. Joseph.

Tann: Ein Abonent bittet um das Gebet in Seelen- und zeitlichen Anliegen.

Riggerding: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur hl. Gottesmutter, zum hl. Judas Thaddäus und zum hl. Antonius.

Baltenstein: Herzliche Bitte um das Gebet zur hl. Mutter Gottes, den 14 hl. Nothelfern, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph und der hl. Theresia um Hilfe in schweren Anliegen.

Denglingen: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet durch die Fürbitte des hl. Joseph und der hl. Gottesmutter Maria in einem besonderen Anliegen.

Pfullendorf: Um Genesung von einer Krankheit.

Frankfurt: . . . Mark Antoniusbrot zu Ehren des hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J., des hl. Joseph und der hl. Mutter Gottes in einem schweren Anliegen.

Rastatt: Eine Berg.-Leserrin bittet ums Gebet zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Mariens, zur immerwährenden Hilfe Mariens, des hl. Antonius um Glück in einer Geldangelegenheit. Almosen und Veröffentlichung ist versprochen.

Alchenroth: In einem schweren Anliegen um das Gebet zum hl. Hl. Herz Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen wird gebeten.

Mühlthal: Zu Ehren der sel. Jungfrau, des hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen.

Rieden und St. Wolfgang: Zum hl. Judas Thaddäus in schwerem Anliegen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet in mehreren Anliegen zur hl. Familie, zur hl. Theresia v. K. J., zur hl. Notburga für eine Erstkommuniantin. Opfer ist versprochen.

Blitsch: Bitte ums Gebet zur hl. Gottesmutter, hl. Joseph und hl. Antonius in einem schweren Anliegen.

Merzen: Um Gesundheit, Segen im Geschäft, Hilfe beim Bau und Geldangelegenheit.

Berlin: Eine Abonnentin des Verlagsmeinnichts bittet ums Gebet und die Fürbitte der hl. Familie, des hl. Franziskus und des hl. Antonius um Gesundheit.

Um Gesundheit einer Frau, Familien-

frieden.

Zum hl. Joseph um richtige Wahl in Heiratsangelegenheit.

Eine besorgte Mutter für ihren Sohn in wichtiger Angelegenheit.

Eine Berg-„Leserin“ bittet um das Gebet zur schmerzhaften Mutter Gottes um Hilfe für ein schwer krankes Kind. Opfer und Veröffentlichung wird versprochen.

Empfehlenswerte Bücher

Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. Bisher 24 Bändchen. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

34. Bändchen: Lutherbed, Georg Alfred, S. J., Die Todessahrt des „St. Jakob.“ Geschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Mit 3 Bildern. (VII u. 84 S.) 1928. Preis RM. 0.80; gebunden in Halbleinwand RM. 1.40.

Die „Todessahrt des St. Jakob“ schließt sich den früheren Bändchen würdig an. Die spannende, dramatische Handlung spielt in den Zeiten, da Portugal als katholische Großmacht seine stolzen Flotten über die Meere sandte. Das Büchlein muss bei jedem echten Jungen zünden.

Von ewiger Liebe. Eucharistische Gedanken von Henriette Brey. 2. u. 3. Aufl. (5.-8. Tbd.) (VI u. 184 S.) Gebunden in Leinwand RM. 3.—. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1928.

Henriette Brey ist bekannt als feinsinnige, mit zartestem Frauenempfinden begabte Schriftstellerin. Als solche bewährt sie sich auch in diesem schönen Buch. Alle Kapitel sind ansprechend, manche geradezu hirreichend schön.

Therese Neumann von Kounersreuth. Eine Sigmatisierte unserer Zeit. Von Friedrich Ritter von Lanna. Preis RM. 1.20. Rhenania-Verlag Bonn 1928.

Der Name des Verfassers verbürgt eine bedeutende Arbeit, die sich ganz wesentlich von derartigen anderer unterscheidet. Er bringt nicht lediglich, was andere vor ihm geschrieben haben, sondern er werft es aus, ergänzt es durch die persönliche Erfahrung und verleiht dem Ganzen Leben und Inhalt vom Geiste der Kirche her. Die katholische Druckerlaubnis wurde vom Erzbischöf. Ordinariat in Köln und dem Bischof. Ordinariat in Augsburg erteilt.

Kreuzwegbüchlein. Sieben Kreuzwegandachten zum frommen Gebrauch in Weiß und Kloster von Dr. Pater Erhard Schlund, O. F. M. 112 S., in schwarzem Leinen mit Rotschiff RM. 1.20, in violettem Leinen gleichfalls RM. 1.20. Verlag Bazon & Verder, Kvelaer (Rhld.)

Sieben Kreuzwegandachten aus alter franziskanischer Übung, wie sie schon lange im Orden der Franziskaner, der Wächter an den Leidensstätten des Herrn, gebeten werden. Das auch künstlerisch gut ausgestattete Büchlein wird von der Redaktion des „Verlagsmeinnichts“ ganz besonders warm empfohlen.

„Geistliche Gespräche“ des hl. Abtes Dorotheus. Herausgegeben von Pater Basilius Hermann, O. S. B. 221 S., gebunden in Ganzleinen RM. 3.—. Verlagsanstalt Jos. Thum, G. m. b. H., Kvelaer (Rhld.)

Ein klassisches Werk der Alzese, das jeden Ordenspriester und jede Ordensfrau begeistern wird.

Das Meßbuch der heiligen Kirche mit dem Ritus der Dominikaner, lateinisch und deutsch, mit historischen und liturgischen Erläuterungen. 2. veränderte Ausgabe von Pater Alvarus Heijers, O. Pr. 1900 S. Preise: Leinwand mit Rotschiff RM. 10.—, Leinwand mit Goldschiff RM. 11.50, Leder mit Rotschiff RM. 10.75, Kunstleder mit Goldschiff RM. 12.25, Leder mit Rotschiff RM. 11.—, Leder mit Goldschiff RM. 13.50. Verlagsbuchhandlung M. van den Wyngaerden, Kvelaer (Rhld.)

Ein neues, mit Bildern gut und vornehm ausgestattetes Meßbuch wird allen Liebhabern und Freunden der liturgischen Bewegung angeboten. Es hat einen Anhang mit verständigtem liturg. Gebeten, z. B. Gebete vor und nach der hl. Messe bezw. Kommunion, alle approb. Litaneien, Hymnen des hl. Thomas zu Ehren des Altarsakramentes, Gebete des hl. Thomas, die Sterbegemeinde des hl. Kirche.

Der Aufer. Monatschrift zur Weckung des apostolischen Geistes in den Nöten der Gegenwart. Mit der Beilage „Die Hochschule der Seele“, Monatsblätter für Erzähler. Preis des Jahrgangs (12 Hefte) innerhalb Deutschlands und Österreichs RM. 2.10, von 5 Stück ab RM. 1.80, für das Ausland RM. 3.—. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Eine Zeitschrift von und für die Nöten der Zeit. Möge der „Aufer“ in allen Gauen des Vaterlandes gehört werden und seine Stimme nicht unerhört verhallen. Ein Johannesens in trostloser Zeit. Pater D. Sauerland

Eine gute Beicht. Ein Mahnrat an viele Katholiken von Johannes Haw, Direktor. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Ein Hilfs- und Trostbüchlein; aber noch mehr: ein starker Stab und Stütze in ernsten Seelenangelegenheiten. Ein Auferstehungsbüchlein! Pater Dom. S.

Der schwarze Reitrat. 2. Aufl. Reich illustriert. 160 S., farben. RM. 1.80. Johannes-Verlag, Leutesdorf a. Rh.

Das Büchlein führt uns in eine Zeit, in der man für das katholische Priestertum wenig Verständnis hatte. Es ist ganz wölflich in seiner Art. Gott Dank, daß solche Zeiten vorbei sind. P. D.

Für Dich! Ernstige Fragen an Alle in der neuen Zeit von Monsign. P. Weber, Domiflar, Geistl. Rat, Trier. Preis das Stück 10 S., 100 Stück RM. 8.—, 1000 Stück RM. 60.—. Johannes-Verlag Leutesdorf a. Rh.

Das Schriftchen wendet sich in herzlicher Sprache, Richtung und Lebensziel zeigend, ernst mahnend und belehrend, an die heutige Jugend und eignet sich besonders zur Verbreitung in Jugendvereinigungen.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,
der unterstützt und fördert das Missionswerk der
Mariannhiller Missionare!



Glänzend begutachtete Neuerscheinung!

**Das heilige Leinentuch und das heiligste
Antlitz unseres Herrn Jesu Christi**

Von D. W. Mut

Nach der französischen Ausgabe des Abbe N. Noguler de Malijay

96 Seiten, 27 Bilder, mit einem Gebetsanhang

Preis: RM. 2.—

Ein Buch für Priester!

Rhapsodien vom Priesterleben

Von Wenzel Kalous, C. Ss. R.

288 Seiten, 8° Format, RM. 4.—

Bruder Jordan Mai

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund

20 Seiten broschiert Preis 15 Pfennig

bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig

Die Mariannhiller Mission

Ein Büchlein über Missionspflicht und Missionsberuf

64 Seiten, reicher Bilderschmuck, Preis RM. 0.50

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten, Preis reduziert RM. 2.60

Zu beziehen von den Mariannhiller Missionsvertretungen oder dem

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern